Band 843 ● 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

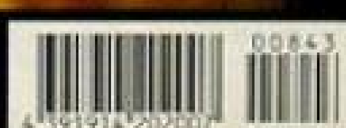
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tunnel der hungrigen Leichen

Band 843 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Tunnel der hungrigen Leichen

John Sinclair Nr. 843

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.08.1994

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Tunnel der hungrigen Leichen

Der Mann schwamm und kämpfte um sein Leben!

Eiskalt war das Wasser. Zu kalt, um darin zu überleben, doch es gab für den Bedauernswerten keine andere Chance, nachdem der Tunnel ihn ausgespieen hatte wie ein Stück Unrat. Und er hatte Glück.

Wieder tauchte der Mann auf. Sein verzerrtes Gesicht tanzte wie ein bleicher Reflex auf der Wasserfläche. Der Kanal war einfach zu breit, um eine normale Gracht zu sein. Der Tunnel mußte seinen Körper in den Fluß geschwemmt haben, in die Amstel.

Wichtig war es für ihn, eines der Ufer zu erreichen oder vielleicht auf ein Boot zu klettern, diese Kähne jedoch waren für ihn so meilenweit entfernt.

Zumindest sah es aus seiner Perspektive so aus. Er fühlte sich so klein und allein gelassen.

Er trat Wasser. Obwohl er es eilig hatte, nahm er sich die Zeit. Orientierung mußte sein.

Der Mann drehte den Kopf, als er Wasser trat. Er hörte sich selbst keuchen und husten. Die schmutzige Brühe war ihm längst in den Mund gedrungen. Sie schmeckte nach allem möglichen Dreck, nur war für ihn nicht herauszufinden, wonach, und darüber wollte er lieber nicht nachdenken.

Was aus der Höhe klein aussah, kam ihm so riesig vor. Über Amsterdam lag die Dunkelheit. Sie war wie schwarzer Teer und saugte selbst den Schein der Lichter auf, als wollte sie dem Flüchtling alle Hoffnungen nehmen und ihn auf die große, endgültige Dunkelheit vorbereiten.

Wellen rollten heran, überspülten ihn. Das Wasser war kalt wie Eis, der Mann drehte sich um, die Tunnelöffnung hinter ihm war verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Der Wellenteppich war schwarz, nur hin und wieder schimmerte ein Lichtfleck wie ein bleicher Spiegel.

Wohin?

Er sah einen Schatten. Kompakt, etwas unförmig, sich leicht bewegend, genau am gegenüberliegenden Ufer. Rechts davon mündete eine Gracht in den Fluß, die Brücke spannte sich dabei wie ein düsterer Halbmond über das Wasser.

Er holte Luft.

Sein Hals schmerzte. Die Stimmbänder hatten gelitten, sie waren rauh geworden. Das Wasser brannte in seinen Augen, die Kälte nahm zu. Sie wollte ihn steif machen. Er wußte nicht, wie lange er sich schon in den kalten Fluten befand. Er war vor dem Grauen geflohen. Ob er ihm entwischt war, konnte er nicht sagen.

Der Mann hatte sich entschlossen. Seine Überlegungen hatten nur Sekunden gedauert. Er würde dorthin schwimmen, wo sich der Bootskörper auf der Wasserfläche abzeichnete.

Um diese Zeit fuhr kaum noch ein Boot. Drei Stunden nach Mitternacht kam selbst eine Stadt wie Amsterdam zur Ruhe.

Der Mann schwamm weiter. Er mußte schnell sein, deshalb wollte er kraulen. Er spürte, wie steif er geworden war. Die Arme und auch die Beine glichen starren Stöcken, aber er durfte über diese Dinge auf keinen Fall nachdenken und sich verrückt machen lassen. Andere Tatsachen waren wichtiger, viel wichtiger. Denn er hatte etwas Fürchterliches entdeckt, das unbedingt gemeldet werden mußte, auch wenn es ihm keiner glauben würde. Doch es entsprach den Tatsachen. Und er mußte Leute finden, die seiner Entdeckung nachgingen.

Der Mann schwamm. Gegen die Wellen und die Strömung ankämpfend. Er konnte beides nicht berechnen, das Wasser war wild, es gurgelte und schmatzte, es bestand aus unzähligen Eisarmen, die

ihn zurückhalten wollten. Die Kondition des Mannes war enorm, und er schaffte es auch, sich gegen die Kälte zu stemmen.
Das Boot war sein Ziel.
Wie er es erreichte, war ihm egal, und er würde dann noch einmal einen gewaltigen Kraftakt starten müssen, um an Bord zu klettern. Aus der Distanz gesehen kam ihm die Bordwand unüberwindlich hoch vor.
Der Himmel war klar. Ein eisiger Wind fegte über das Wasser der Grachten.
Waren sie noch da? Verfolgten sie ihn? Würden sie ihn wieder in ihre grausame Welt zurückholen wollen, der er mit letzter Kraft entkommen war?
Der einsame Mann schwamm weiter. Seine Kräfte ließen immer mehr nach, er gab nicht auf.
Das Boot. Die dunkle Wand. Für ihn war sie die Hoffnung, und er bewegte sich, schaufelte die Arme und auch die Beine durch das Wasser und spürte deutlich, daß seine Kräfte nachließen.
War es noch zu schaffen?
Er hörte sich selbst schreien? Der Mann weinte, der Mann kämpfte, er fühlte sich dabei wie ein Stück Treibholz im Wasser. Die schmutzige Flut war überall, sie drückte sich unter seine Kleidung, schwemmte sie hoch. Seine Jacke trug er längst nicht mehr, er hatte sie fortgeschleudert. Die Hose und der Pullover reichten aus, aber das Gewicht der Schuhe zerrte noch an ihm.
Weiter!
Kämpfen, gegen die Kälte, gegen die Strömung und auch gegen die heranschwappenden Wellen.
Der Einsame war nicht mehr in der Lage, seine Umgebung klar wahrzunehmen. Er war ein Gefangener in einem dunklen, nassen und kalten Trichter, umgeben von unzähligen Feinden, und jeder Tropfen konnte da zu einem Mörder werden, der ihn in die Tiefe riß, auf den Grund des Flusses, wo er dann für alle Zeiten ein Grab in Schlamm und Dreck fand.
Wie weit noch? Wie lange mußte er diese Tortur noch durchhalten? Er wuchtete den Oberkörper hoch, die Augen weit aufgerissen, und das Wasser lief wie ein breiter Vorhang an seinem Gesicht entlang.
Da war ein Schatten!
Riesig, gewaltig, sehr hoch. Mein Gott, ich habe den Fluß durchquert, ich habe das andere Ufer erreicht. Ich… ich… kann mich retten.
Eine Welle packte ihn und warf ihn nach vorn. Er prallte mit der Schulter gegen die Außenwand und wurde in die Tiefe gedrückt. Das schmutzige Wasser schlug über ihm zusammen. Panik stieg in ihm hoch. Mit seinen Gliedern pendelte er nur mehr, als hätte ihn auch die letzte Kraft verlassen.

Aber er fing sich wieder.
Etwas trieb ihn hoch.
Sein Kopf durchstieß die Wasseroberfläche. Es war keine Täuschung, die Bordwand befand sich dicht vor ihm. Sie war glatt und rissig zugleich. Er spürte es, als er mit der Hand dagegenschlug, um sich dort für einen Moment abzustützen.
Eine Hand?
Nein, da waren zwei!
Der einsame Mann sah es, er wollte es nicht glauben, hoffte, sich geirrt zu haben, aber die dunkle Klaue links von ihm blieb. Sie sah aus, als hätte sie sich aus altem zähen Gestrüpp geformt.
Die Klaue bewegte sich nach rechts.
Dann griff sie zu!

***

Ich hatte es mir nicht nehmen lassen und meinen Freund Wladimir Golenkow zum Flughafen gebracht. In den frühen Abendstunden startete seine Maschine nach Moskau, und der Russe flog nicht allein, sondern schaffte einen gewissen Romanow in seine Heimat zurück, damit dieser Mann dort vor ein Gericht gestellt werden konnte. Für uns war er ein mehrfacher Mörder, der sich mit Schwarzer Magie beschäftigte, um seine schrecklichen Pläne durchzuführen.
Es war ihm nicht ganz gelungen. Rasputins Erbe hatten wir zerstören können, und dieser Romanow war nichts anderes mehr als ein normaler Verbrecher.
Wir hatten ihn den Kollegen übergeben, die ihn auf dem Flughafengelände in Sicherheitsgewahrsam genommen hatten. So war ich mit Wladimir allein und konnte uns den Luxus einer Pause gönnen, denn bis zum Start der Maschine würde noch einige Zeit vergehen. Den Kaffee tranken wir aus großen Tassen, und mir fiel auf, daß der gute Wladimir Golenkow nicht eben fröhlich aussah. Ziemlich betrübt schaute er auf die braune Brühe.
»Was ist los mit dir?« fragte ich ihn. »Du müßtest doch froh sein, es geschafft zu haben.«
»Bin ich auch.«
»Aber…«
»Tja«, sagte er gedehnt, holte dabei tief Luft und schaute sich langsam um. Er sah den Luxus um sich herum, die blitzende Theke des kleinen Bistros, all die Waren und Getränke, die es hier zu kaufen gab, und das machte ihn wahrscheinlich deprimiert, denn er verglich es mit den Dingen in seinem Heimatland. »Bei uns hätte vieles anders laufen können und müssen, John, leider ist das nicht geschehen. Wir haben die große Chance gehabt.«
»Ihr habt sie noch immer.«

»Stimmt, aber was ist mit den Leuten? Ich denke an den verfluchten Rechtsruck in unserem Land. Das ist nicht gut, aber die meisten Menschen begreifen es nicht, wobei ich ihnen nicht mal einen Vorwurf machen kann. Wenn oft das Nötigste fehlt und sie dann zusehen müssen, wie Landsleute sich die Taschen vollstopfen, in Saus und Braus leben, sich Leibwächter leisten und im Ausland immer mehr von der russischen Mafia als von einer Demokratisierung des Landes gesprochen wird, da könnte man sich manchmal in die Ecke setzen und heulen. Vor allen Dingen dann, wenn man daran geglaubt hat, wie ich es tat.«

»Da kann ich dir nicht einmal widersprechen, Wladimir. Aber wie kommst du persönlich zurecht?«

»Es geht einigermaßen. Man legte mir nicht zu viele Steine in den Weg.«

»Aber es sind Steine da.«

Er nickte. »Leider, leider«, murmelte er. »Wie oft hat man schon versucht, mich zu bestechen, um an gewisse Papiere oder Akten heranzukommen! Ich habe mich dagegen gestemmt, und man ließ mich irgendwann in Ruhe, weil ich ja doch nicht in der ersten Reihe meines Jobs stehe. Ich bin kein Einsatzleiter irgendeiner Spezialtruppe, die Killer jagt, ich arbeite im Hintergrund, aber was erzähle ich da? Du bist ja immerhin mein Vorbild gewesen und dies schon zu Zeiten der Sowjetunion.« Er lächelte in sich hinein. »Wenn ich da nur an unseren ersten Fall denke, als wir die Werwolf-Elite jagten - mein Gott, wie lange ist das schon her.«

»Sehr lange.«

»Sicher, John. Vieles hat sich geändert, nur unsere Feinde, die sind geblieben.«

»Und werden bleiben«, vollendete ich den Satz. »Ich glaube nicht, daß Menschen den endgültigen Sieg über das Böse schaffen, weil eben das Böse zum Menschen dazugehört, denn vieles dringt ja aus dem Menschen selbst, ohne daß er es direkt weiß.«

»Das sehe ich auch so. Aber du willst nicht aufgeben?«

»Nein.«

»Immer noch frisch?«

»Das kann man sagen.«

Golenkow lehnte sich zurück. »Ich ebenfalls, auch wenn ich manchmal alles hinschmeißen könnte. Aber Gespräche wie heute geben mir irgendwie Mut, daß man doch weitermachen muß.«

»Richtig.«

Golenkow schaute auf die Uhr. »John, für mich wird es allmählich Zeit. Außerdem muß ich mich noch um Freund Romanow kümmern. Er wird neben mir sitzen, durch eine Handschelle mit mir verbunden. Auf diesen Flug freue ich mich nicht.«

»Das glaube ich.«

Der Russe leerte seine Tasse. »Auch der Kaffee ist besser, John. Ich wollte, ich hätte ihn.«

»Soll ich dir welchen schicken?«

»Wenn du willst.« Er lächelte. »Wichtig ist nur, daß ich einige Silberkugeln mit im Gepäck habe.«

»Dafür hat Father Ignatius gesorgt. Er wird es auch noch weiter tun, obwohl er sich in Rom befindet und sich mit anderen Aufgaben beschäftigen muß. Die Herstellung der geweihten Silberkugeln gehört einfach zu ihm, wenn du verstehst.«

»Klar.«

Ich hob den Arm und winkte der Bedienung. Der junge Mann ließ die Rechnung aus dem Computer rattern, ich zahlte, gab ein Trinkgeld, dann rutschten wir von den Hockern.

Wir hatten während unseres Gesprächs das hektische Treiben in dem Gebäude vergessen und waren uns wie auf einer kleinen Insel vorgekommen. Das änderte sich nun, denn der übliche Lärm nahm uns wieder auf. Wir hörten die Durchsagen, den Stimmenwirrwarr um uns herum, und ich begleitete meinen russischen Freund noch bis in die abgesperrte und bewachte Zone. Ich ging auch mit ihm in den Raum hinein, wo Romanow wartete.

Der Mann war mit einer Handschelle gefesselt. Er hockte auf einem harten Stuhl, starrte zu Boden und bewegte hin und wieder den Mund, ohne allerdings etwas zu sagen.

Auch schaute er kaum auf, als wir den Raum betraten. Ein Uniformierter nickte uns zu und erklärte, daß der Gefangene keinerlei Schwierigkeiten gemacht hätte.

»Das will ich ihm auch geraten haben«, sagte Golenkow.

Romanow sagte dazu nichts. Er starrte den Boden an. Auch mich würdigte er mit keinem Blick.

Ich verabschiedete mich von Wladimir Golenkow. Wir umarmten uns. »Gib auf dich acht, Towaritsch«, sagte mein Freund mit rauher Stimme. »Ich habe das Gefühl, daß es immer schlimmer wird.«

»Dann werden wir auch besser.«

»Das können wir nur hoffen.«

Er brachte mich noch bis zur Tür. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß er gern für immer in London geblieben wäre, aber er hatte in Moskau seinen Platz, und wie ich ihn kannte, würde er die Arbeit dort gut machen.

Vor der Tür holte ich tief Luft, nickte den beiden Bewachern zu und verließ die Sicherheitszone, um zu meinem Rover zu gehen, den ich auf dem Parkplatz der Airport Police abgestellt hatte.

Sonnenschein über dem Land. Da floß das kalte Licht überall hin. Schon seit Tagen erlebten wir dieses strahlende, wenn auch kalte

Winterwetter. Es war herrlich. Man konnte wunderbar laufen, der Wind war nicht zu stark, und es mußte jetzt sicherlich herrlich sein, in den Bergen Urlaub zu machen.

Ich träumte von der Fernsicht auf einem Dreitausender, als ich die Tür des Wagens aufschloß.

Da die Sonne im Westen schon sehr tief stand und blendete, mußte ich die Brille mit den dunklen Gläsern aufsetzen. Zum Büro würde ich um diese Zeit nicht mehr zurückfahren, ich hatte vor, den Abend in meiner Wohnung zu verbringen und hoffte darauf, daß Shao ihr Versprechen eingehalten hatte. Sie wollte für uns chinesisch kochen, und das konnte sie ausgezeichnet.

Ich startete.

Es war dabei immer wieder faszinierend, den Landungen oder Starts der schweren Maschinen zuzuschauen. Wie sich diese Kolosse so leicht und locker in die Luft erhoben, als würden sie immer mehr an Gewicht verlieren und zu einer Feder werden.

Der Betrieb hielt sich in Grenzen. Er würde erst in der Stadt schlimmer werden. Da stand mir dann der Kampf mit der Tücke des Objektes bevor, bis ich endlich mein Ziel erreichte.

Es gab eine Autobahn, die nach London hineinführte. Ich konnte mir Zeit lassen und brauchte nicht zu rasen. Rechts und links lag das flache Land. Die ersten Häuser tauchten auf. Im Osten zeichnete sich scharf die Silhouette der gewaltigen Stadt an der Themse ab, eine Millionenstadt mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten. Ein brodelnder Hexenkessel.

Der Rover glitt dahin. Ich fuhr spritsparend. Meine Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft und auch mit der Vergangenheit, aber die Zukunft rückte immer mehr in den Vordergrund, und ich fragte mich, was sie mir wohl bringen würde.

Der nächste Fall lag noch nicht an, und ich konnte mir vorstellen, einige wirklich ruhige Tage zu verbringen. Als ich daran dachte, mußte ich lächeln. Ich überlegte auch, ob ich für ein paar Tage in Urlaub fahren sollte. Es war nicht die schlechteste Idee.

Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.

Es erwischte mich auf der Motorway, womit ich zuerst überhaupt nicht zurechtkam.

Plötzlich sah ich die Gestalten!

Keine Menschen, Geister, was auch immer, sie waren da, und sie erschienen wie aus dem Himmel gefallene Engel direkt vor der Kühlerschnauze meines Wagens.

Ein Mann und eine Frau!

***

Was war passiert?

Sah ich die beiden Gestalten nur, oder wurden sie auch von den anderen Autofahrern wahrgenommen? Ein rascher Blick durch die Seitenscheiben bewies mir, daß keiner der anderen Fahrer darauf achtete. Wahrscheinlich wurden sie von ihnen gar nicht gesehen, sondern nur von mir, und sie waren auch nur wegen mir erschienen.

Ich brauchte meine Geschwindigkeit nicht zu verringern, ich blieb bei dem Tempo, und die beiden seltsamen Licht- oder Geistgestalten verschwanden nicht und wurden auch nicht durch meinen Wagen berührt. Sie schwebten vor mir und starrten durch die Frontscheibe in meinen Rover.

Auch ich sah sie.

Ich sah sie sogar sehr gut, mir kam es vor, als hätten sie sich über der Fahrbahn schwebend materialisiert.

Zwei wilde, gefährlich und unheimlich aussehende Gestalten, die wirkten, als wären sie einem Fantasy-Film entstiegen. Der Mann hatte ein hartes Gesicht mit kurzgeschnittenen Haaren. Er trug eine Klappe vor dem rechten Auge. Als Kleidung hatte er sich ein Hemd ausgesucht und eine halblange Jacke darüber gestreift. Seine Beine steckten in hohen Stiefeln, die bis an die Knie heranreichten, und bewaffnet war er mit einem Mitteldinge aus Axt und Machete und zu schmal für eine Axt. Dafür aber in die Länge gezogen und beidseitig geschliffen.

Bei ihm war die Frau.

Eine wilde Person, die mich ein wenig an die Figur der Red Sonja erinnerte.

Sehr kurze, blonde Haare, an den Seiten jedoch hatte sie sie länger wachsen lassen und zu zwei Zöpfen geflochten. Ihr Gesichtsausdruck zeigte etwas Herbes, Kaltes, Unbewegliches, doch es paßte zu ihr. Sie sah nicht schlecht aus, sondern wild, und dazu paßte auch der Ausdruck in ihren Augen.

Sie war mit einer tiefausgeschnittenen Bluse bekleidet, einem Umhang und einer Hose aus hellrotem Stoff.

Auch sie trug eine Waffe, ein langes Messer.

Mein Gehirn arbeitete wie ein Computer, in den Informationen eingespeist wurden. Ich nahm zahlreiche Details bei den schwebenden Gestalten wahr, ich sah in ihre Gesichter, in die drei Augen der beiden und suchte darin vergeblich nach Feindschaft oder Mordlust. Deshalb ging ich davon aus, daß sie mir nichts antun wollten.

Und dabei fuhr ich weiter.

Der Rover rollte dahin, als wäre nichts geschehen. Als brauchte er mich nicht als Fahrer. Er war eine Zelle der Sicherheit, die mich vor feindlichen Angriffen schützte. Ich wurde permanent überholt. Die anderen Autofahrer schauten weder nach rechts noch nach links, und sie sahen die beiden Gestalten nicht.

Ob sie sich im Fahrsog des Rover treiben ließen, war nicht festzustellen. Es gab auch keine Hindernisse für sie, alles befand sich in Bewegung, im Fluß, obwohl die beiden aussahen, als würden sie über der Kühlerhaube oder dicht davor schweben.

Was tun?

Mir wirbelten zahlreiche Gedanken durch den Kopf. Zunächst wechselte ich auf die linke Spur, wo ich das Tempo verringern konnte. Ich wurde jetzt nur an der rechten Seite überholt und dachte daran, einen Parkplatz anzusteuern.

Der Weg vom Airport hinein nach London kannte ich im Schlaf. Etwa eine Meile entfernt würde ich auf einen Parkplatz fahren können. Dort würde sich dann alles weitere entscheiden.

Die Frau und der Mann blieben. Sie starrten mich unverdrossen an, als hätten sie eine Botschaft für mich, die sie mir auf telepathischem Weg übermitteln wollten.

Aber da kam nichts rüber.

Ich spürte nichts, mein Kopf blieb leer oder nur mit den eigenen Gedanken gefüllt.

Jedenfalls war dieses Erscheinen der beiden Menschen - vorausgesetzt sie waren Menschen - völlig rätselhaft.

Ich wartete darauf, daß die Abfahrt erschien. Ein kleiner Parkplatz am Rande der Bahn. Abfallkörbe, ein Toilettenhäuschen, drei Bänke, das war alles.

Ich setzte den Blinker. Wenig später rollte ich schon in eine Kurve und stoppte.

Die beiden waren verschwunden!

Wie eine Figur blieb ich im Rover sitzen und wischte mir über die Augen. Die Sonnenbrille hatte ich schon während der Fahrt abgenommen, weil sich der tiefstehende Glutball in meinem Rücken befunden hatte.

Ich sah nichts.

Nur struppiges Wintergebüsch und eine Bank in der Nähe sowie zwei beinahe überquellende Abfalleimer.

Das mochte begreifen, wer wollte, ich war dazu nicht in der Lage. Aber ich stieg aus.

Die Luft war kalt. Die Dämmerung lag noch nicht über dem Land, auch wenn der Himmel mittlerweile düsterer geworden war. Blaue Schatten bedeckten ihn wie breite Schleier, im Westen glühte er auf, da war noch das Halbrund der Sonne zu sehen.

Außer mir stand noch ein mittelschwerer Truck auf dem Weg. Zwei Fahrer hatten ihn verlassen, vertraten sich die Beine, aßen dabei Sandwichs und warfen mir hin und wieder mißtrauische Blicke zu, als wäre ich aufgetaucht, um ihren Wagen zu stehlen.

Ich wollte nichts mitnehmen, ich wollte nur eine Erklärung für das

plötzliche Erscheinen dieser zwei geisterhaften Personen finden - und suchte sie vergebens.

Sie waren nicht mehr da. Sie hatten sich aufgelöst und waren zu einem Teil der dünnen Dunstschwaden geworden, die sich allmählich über das flache Land legten.

Ich holte Zigaretten aus der Tasche, zündete mir ein Stäbchen an und beobachtete die zahlreichen Fahrzeuge, die wie dunkle Phantome mit hellen Glotzaugen an mir vorbeirauschten. Weder die Blonde mit den Zöpfen noch der Einäugige ließen sich blicken. Sie hatten sich tatsächlich zurückgezogen.

Das war nicht zu begreifen.

Nun gibt es Menschen, die unter Halluzinationen leiden, doch ich gehörte nicht dazu. Was ich auf der Fahrt über die Bahn erlebt hatte, das war beileibe keine Einbildung gewesen, das hatte ich gesehen, jedes Detail der Körper und auch der gefährlich aussehenden Hieb- und Stichwaffen. Sie waren nicht grundlos erschienen, sie hatten sich an mich wenden wollen möglicherweise mit einer Botschaft, von der ich noch nichts wußte.

Nachdem einige Minuten vergangen waren, trat ich die Zigarette aus und warf den flachen Stummel in den Abfallkorb. Es hatte wirklich keinen Sinn, hier noch länger zu stehen und darauf zu warten, daß die beiden Gestalten wieder auftauchten.

Für mich stand fest, daß sie etwas von mir wollten. Ihr Erscheinen war eine erste Warnung gewesen oder ein erster Hinweis auf die Zukunft, die mich sehr beschäftigen würde.

Ich stieg wieder in den Rover, beobachtet von den beiden Truckern, die Wasser aus Dosen tranken und am Fahrerhaus lehnten. Ich zog die Tür zu und startete.

Langsam rollte ich in Richtung Motorway. Meine Gedanken kreisten noch immer um den Einäugigen und seine Frau, um zwei Botschafter aus einem geheimnisvollen Reich.

Natürlich wußte ich, daß es andere Dimensionen gab, in denen auch andere Gesetze herrschten, und ab und zu kam es zu Überlappungen mit der Dimension, in der ich lebte.

War so etwas geschehen?

Ich wußte es nicht.

Aber ich war davon überzeugt, daß die Zukunft sehr spannend werden würde…

***

Da war die Hand!

Nein, eine Klaue, widerlich anzusehen, naß und brüchig, aber der einsame Schwimmer wußte genau, wie gefährlich sie sein konnte, und er wußte auch, daß er, wenn es hart auf hart kam, keine Chance

gegen die Totenklaue hatte.
Dieser Gedanke schoß ihm innerhalb einer kurzen Zeitspanne durch den Kopf, und er fand zudem auch die Lösung. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu verschwinden. Er mußte aus dieser Umgebung weg, auch wenn er sich noch so kraftlos fühlte.
Der Mann stieß sich ab.
Er tauchte unter.
Zuerst sackte sein Körper nur weg. Es lag an der Schwere der Kleidung, dann aber spürte er den wahren Grund. Um seinen rechten Fußknöchel hatte sich eine harte Klaue gekrallt, die ihn in das tiefe dunkle Wasser hineinzerrte.
Der Mann glaubte laut zu schreien, doch es war ein stummer Schrei, wie man ihn nicht beschreiben kann. Ein Ausdruck der Todesangst.
Er sank tiefer.
Das Wasser war schwarz wie Tinte. Es war ein gewaltiges Loch, in das er hineinfiel. Das Grauen einer fremden Welt hielt ihn umklammert, er hatte seine Gegner unterschätzt. Dem Tunnel war er entwischt. Ihnen nicht!
Es blieb nicht bei der einen Klaue, die seinen Knöchel umklammerte. Eine zweite hatte das andere Bein gepackt und zerrte ihn mit ungebändigter Kraft dem Grund des Flusses entgegen, wo der Schlamm lag, der alles erstickte.
Der Mann war kein Mensch mehr. Er schwebte zwischen Tod und Leben. Den Mund hielt er noch geschlossen, ein reiner Reflex, diktiert vom Überlebenswillen.
Kein Wasser schlucken! hämmerte er sich ein. Kein Wasser schlucken! Und doch schaffte er es nicht mehr.
Er riß den Mund auf.
Da packte die nächste Kralle zu und stopfte ihre sehnigen Totenfinger in seinen weit geöffneten Mund.
Als Toter sackte der Mann dem schlammigen Grund entgegen und blieb darin stecken.
Die Hände aber machten weiter.
Sie waren grausam und kannten kein Pardon. Niemand durfte ihr Geheimnis kennen. Niemand sollte erfahren, wer sie waren, und die Wasser-Zombies leisteten ganze Arbeit.
Auch Leichen können hungrig sein…

***

Ich hatte mich durch den Londoner Verkehr gewühlt und war froh, die Tiefgarage erreicht zu haben, wo ich den Wagen in die Parktasche fuhr und ausstieg.
Der übliche Geruch hatte mich wieder. Hier unten roch es immer nach Abgasen und Öl, und um diese Zeit herrschte auch relativ viel

Betrieb, denn zahlreiche Mieter kehrten von ihren Arbeitsstellen zurück.

Ich schloß den Rover ab, sah Sukos BMW ebenfalls hier unten, und es war alles so wie immer.

Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß sich etwas verändert hatte.

Ich wußte nicht, was es war. Nur ein Gefühl, vielleicht auch die Nachwirkung dessen, was ich auf der Autobahn erlebt hatte, denn dieses Geschehen hatte ich noch nicht überwunden. Es hing mir einfach nach.

Die gefütterte Jacke hatte ich über den Arm gehängt, als ich zum Lift ging. Auch wenn ich mich umschaute, tat ich es nie auffällig. Ich entdeckte nichts Ungewöhnliches, bis auf eine Mieterin, die mit schnellen Schritten ebenfalls auf den Lift zueilte, weil sie mit mir zusammen nach oben fahren wollte.

Ich kannte die Frau mit den blonden, wirren Haaren vom Ansehen. Sie war etwas außer Atem. Der lange helle Ledermantel stand offen, darunter trug sie einen Rock und einen Pullover. Eine Tasche hatte sie unter den rechten Arm geklemmt.

»Nehmen Sie mich mit?« fragte sie und schob dabei die Brille in die Höhe.

»Aber immer doch.«

Tief ausatmend lehnte sie sich gegen die Wand. »Himmel, war das ein Tag heute!«

»Schlimm?« erkundigte ich mich.

»Stressig.«

»Wohin müssen sie?«

Die Frau fuhr durch ihr Haar. »In die zwölfte Etage.«

Ich drückte also die Zwölf und für mich die Zehn.

Während die Frau in ihrer Tasche kramte und sicherlich den Wohnungsschlüssel suchte, schaute ich ins Leere, den Kopf noch immer voller Gedanken, zuckte aber zusammen, als ich den kühlen Hauch bemerkte, der mein Gesicht streifte.

Hier stand kein Fenster offen, Durchzug war es also nicht. Welche Ursache hatte jedoch der Hauch?

Ich schaute zur Decke, die irgendein Witzbold bekritzelt hatte.

Es war der falsche Blick.

Die Blonde mit den Zöpfen stand vor mir!

So dicht, daß mich ihr Körper eigentlich hätte berühren müssen, doch ich spürte nichts. Ich schaute zuerst auf ihre Brüste, die sich konturenscharf unter der Bluse abmalten, dann glitt mein Blick höher und erwischte ihre Augen, die mir vorkamen wie zwei kalte, eisblaue Perlen. Sie sahen mich nur starr an. Ich versuchte, in ihnen so etwas wie eine Botschaft zu lesen, ohne jedoch damit zurechtzukommen.

Unwillkürlich streckte ich meine Hand aus und hörte ihr leises

Lachen. Nein, nicht die Blonde mit den Zöpfen hatte gelacht, sondern die Frau, die mit mir hochfuhr.

Dieses Geräusch riß mich wie aus einem Traum.

Die Mitbewohnerin schaute mich groß an. Ihr Lächeln wirkte gequält. »Was ist mit ihrer Hand?«

»Was soll damit sein, bitte?«

»Sie haben sie mir entgegengestreckt, als wollte sie mich streicheln oder berühren.«

Ich schluckte und stellte selbst fest, daß ich leicht rot wurde. »Pardon, aber das hatte ich nicht vor. Es war mehr ein… ja, ein Reflex.« Bei dieser Antwort kam ich mir dumm vor, doch ich hatte die Wahrheit gesagt, denn ich dachte noch immer an die Blonde mit den Zöpfen.

Durch das Lachen wollte mich meine Mitfahrerin beruhigen. »Wir sind wohl alle ein wenig genervt, denke ich.«

»Das wird es wohl sein.«

Endlich erreichten wir die zehnte Etage, wo ich aussteigen mußte, und ich entschuldigte mich noch einmal kurz.

»Sie können mich ja irgendwann einmal zu einem Drink einladen«, entgegnete sie.

»Gut, darauf komme ich zurück.« Es war die übliche Konversation zwischen zwei Hausbewohnern, nichts Konkretes, man stand im Lift zusammen und unterhielt sich eben.

Im Flur schaute ich mich um. Ich selbst kam mir in diesem Hochhaus vor wie ein Fremder, der feindliches Terrain betrat. Zweimal hatte ich die Begegnungen erlebt, und ich wartete darauf, zumindest eine der beiden Gestalten ein drittes Mal zu sehen.

Den Gefallen taten sie mir nicht. Es war vielleicht auch gut so, denn ich brauchte Zeit, um über diese Phänomene nachzudenken. Als ich die Wohnungstür aufschloß, drängte sich die Erinnerung wieder in mein Bewußtsein, und ich lauerte förmlich darauf, daß mich jemand in meiner Wohnung erwartete.

Es war niemand da.

Ich durchsuchte alle Zimmer, öffnete dabei die Fenster, um frische Luft hereinzulassen, schaute über zahlreiche Dächer hinweg und in die Dunkelheit des klaren Himmels hinein.

Da funkelten die Sterne in einer herrlichen Pracht, und der halbe Mond kam mir vor wie eine scharf gezeichnete Gondel, die jemand aus Venedig entführt hatte.

Niemand hatte die Wohnung durchsucht, es sah alles so aus wie am Morgen.

Ich schloß die Fenster wieder und dachte daran, eine Dusche zu nehmen. Das Tuten des Telefons brachte mich von diesem Vorsatz zunächst ab. »Aha«, zwitscherte eine weibliche Stimme, bevor ich

mich melden konnte, »du bist also schon da.«
»Ja, Shao, gerade angekommen.«
»Wunderbar. Wann kannst du nebenan sein?«
»In einer Viertelstunde?«
»Ich bereite alles vor.«
»Was gibt es denn?«
»Laß dich überraschen. Bis gleich dann.«
»Ja, bis gleich«, murmelte ich und legte ebenfalls auf. Ich hatte mich auf den Abend und auf das Essen mit den beiden Freunden gefreut. Nach den Erlebnissen jedoch war meine Stimmung abgestürzt. Ich war längst nicht mehr so locker, und froh und würde es auch in naher Zukunft nicht mehr werden. Außerdem wollte ich die Erlebnisse nicht für mich behalten. Shao und Suko mußten eingeweiht werden, denn das, was da auf mich zukam, konnte auch sie treffen.
Ich ging ins Bad, wusch mein Gesicht und auch die Hände, trocknete beides ab und dachte daran, daß sich mein Freund Wladimir Golenkow längst in der Luft befinden mußte. Bei seiner Verabschiedung hatte ich nicht damit gerechnet, wie schnell das Schicksal umschlagen konnte. In meinem Job war man eben vor Überraschungen nie sicher.
Die nächste erlebte ich, als ich das Bad verlassen hatte und mein Wohnzimmer betrat.
Mitten auf dem Teppich, zwischen Schrank und Sitzgarnitur lag der Tote!

***

Ein Morgen in Amsterdam!
Ein sehr kalter Morgen, das spürte auch der junge Mann mit den langen Ohrringen, als er aus seiner Koje geklettert war und das schmale Fenster an der Backbordseite des Wohnkahns geöffnet hatte.
Die Kälte traf ihn wie eine Eisdusche, und er fror in seinem dünnen Schlafpullover.
Seine Freunde lagen noch auf den Matratzen, eingewickelt in die Schlafsäcke. Vor elf würden sie die warmen Inseln nicht verlassen, er aber mußte aufstehen, denn er war dazu ausersehen, das Frühstück zuzubereiten.
Das gefiel Eric gar nicht.
Leise fluchend stieg er über die Lager seiner Freunde hinweg, stieß eine Tür auf, die früher einmal ein Schott gewesen war, und betrat einen kleinen Raum, in dem sie sich am Abend versammelten, aßen, tranken und sich unterhielten.
Sie alle fühlten sich wohl auf diesem alten Wohnkahn, der in einer der zahlreichen Grachten dümpelte. Es war eines dieser offiziell zugelassenen Boote, und es wurde deshalb auch mit Strom und Wasser

versorgt.
Eric wischte durch seine Augen. Auch er war noch nicht richtig wach, und als er vor der Unordnung stand, wäre er am liebsten wieder in seinen Schlafsack gekrochen.
Das wäre den anderen gegenüber unfair gewesen. Er würde etwas zu essen holen, Kaffee kochen, sich den ersten Becher allein genehmigen und dann seine fünf Freunde wecken.
Im Moment lebten sie nur zu sechst auf dem Kahn. Sie waren auch schon acht und zehn Personen gewesen, da war es dann schon eng geworden.
Die Morgentoilette bestand aus einer Katzenwäsche. Anschließend besuchte er die Haken, so wurde die Garderobe von ihnen genannt, und Eric nahm seinen gefütterten Parka ab. Er hatte sich inzwischen die Jeans angezogen und auch einen dicken Pullover übergestreift, nur so war er gegen die Kälte gewappnet.
Mit noch immer müden Schritten bewegte er sich den Niedergang hoch und betrat das Deck.
Dort erwischte ihn die Kälte für seinen Geschmack so stark, daß er sich duckte, die Arme um den Körper schlang und sich selbst wärmte. Wie viele andere fluchte er auf den Winter und sehnte sich den Frühling herbei.
Die an den Ufern der Grachten wachsenden Bäume hatten noch kein frisches Grün bekommen.
Nichts engte Erics Sicht auf die Hausfassaden ein, er sah die unterschiedlichen Fronten mit den unterschiedlichen Giebeln, den Fenstern, den Erkern.
Er drehte sich um, und sein Blick glitt über das Wasser der Gracht. Es lag sehr ruhig da. Der Wind kräuselte die Oberfläche nur leicht. Um diese Zeit fuhren keine Touristenboote, die würden erst gegen Mittag hier auftauchen, zu dieser Morgenstunde gehörten die Grachten den wenigen Einheimischen, die schon unterwegs waren. Zumeist Händlern und Fahrern, die irgendwelche Waren brachten, aber auch Bauarbeitern, die an den alten Häusern immer etwas auszubessern hatten.
Das Wasser zeigte eine bräunliche Farbe. Hin und wieder mischte sich auch ein schmutziggrauer Farbton dort hinein, insgesamt wirklich kein Kanal, um darin ein Bad zu nehmen. Freiwillig würden Eric und seine Freunde nicht hineinspringen.
Sie warteten auf den Frühling, der Winter konnte ihnen gestohlen bleiben, denn in der warmen Jahreszeit würden sie wieder auf einem der zahlreichen Flohmärkte stehen und irgendwelchen Krempel verkaufen, über den sich Touristen aus aller Welt so freuten. Wenn man die richtigen Spezialisten kannte, die neue Sachen auf alt trimmten, ließen sich gute Geschäfte machen, und man konnte sogar

in der schlechten Zeit - im Winter - einigermaßen über die Runden kommen.

Eric gefiel der Geschmack in seinem Mund nicht. Er spie aus und wollte sich abwenden, um das Boot zu verlassen, als ihm etwas auffiel.

Nicht weit von der Bordwand entfernt lag in der Tiefe ein Gegenstand. Er sah aus wie ein Stück Holz, das sich nicht entscheiden konnte, ob es nun an der Oberfläche bleiben oder lieber dem Grund entgegensinken sollte. Der nahe Fluß hatte den Gegenstand in die Gracht hineingedrückt, und es hatte auch die Halbbogenbrücke passiert, um in direkter Linie auf den Kahn zuzugleiten.

War er wirklich ein Stück Holz?

Eric war da skeptisch. Den Gedanken an das Frühstück hatte er vergessen. Die Neugierde siegte bei ihm. Er drehte sich um und hob die lange Stange an. An ihrem Ende befand sich ein Enterhaken, der aussah wie die Hälfte eines Fragezeichens.

Schon oft hatten er und seine Freunde mit diesem Haken irgendwelches Treibgut aus der Gracht geholt, und das würde auch jetzt geschehen, denn darin hatte er Routine.

Der fünfundzwanzigjährige Mann mit den fahlblonden Haaren, die im Nacken einen Zopf bildeten, wartete, bis das Treibgut nahe genug an die Bordwand herangeschaukelt war.

Erst dann stieß er die Stange mit dem Enterhaken in die schmutzige Brühe hinein.

Das krumme Metall packte. Es griff direkt in den Rücken des Holzstücks hinein.

Eric zerrte den Fund herum. Er sah, wie er sich im Wasser liegend drehte - und das Erschrecken war dermaßen groß, daß ihm die Stange beinahe aus den Händen gerutscht wäre.

Was er da aus dem Wasser hatte fischen wollen, war alles andere als ein langes Stück Holz. An der Krümmung der Enterstange hing eine schrecklich zugerichtete Leiche, wie man sie sonst nur in diesen fürchterlichen Horror-Videos zu sehen bekam.

Ein Auge war noch vorhanden. Das zweite nicht mehr. Und dieses eine Auge starrte Eric an wie der Tod persönlich…

***

Ein Toter lag in meinem Zimmer!

Ich wußte nicht, wer ihn auf den Teppich gelegt hatte und wie er überhaupt in meine Wohnung gelangt war, aber dieser Tote war keine Einbildung und auch keine Geisterscheinung, das stellte ich rasch fest, als ich neben ihm stehenblieb und ihn mit der rechten Fußspitze antippte. Er war existent.

Nun ist Leiche nicht gleich Leiche.

Es gibt sogar Leichen, die gut aussehen, wenn Fachleute sie

geschminkt haben. Bei diesem Toten war das nicht der Fall. Überhaupt konnte ich ihn nicht als einen normalen Toten ansehen, denn was man mir da auf den Teppich gelegt hatte, sah aus… ja, wie sah dieser Tote überhaupt aus?

Jedenfalls nicht normal. Seine Haut schimmerte bräunlich bis dunkel. Mir kam es vor, als wäre er ein Teil eines Astwerks gewesen, denn Beine und Arme hatten genau diese knorpelige Dünne. Sie waren an gewissen Stellen eingeknickt, so daß mir der Tote vorkam wie ein schon halb vertrockneter Körper, der vergessen worden war. Ich konzentrierte mich auf den Kopf.

Der Schädel zeigte starke Anzeichen von Verwesung, obwohl sich die Haut noch wie dünnes Leder über die Knochen spannte. Was die Farbe anging, sahen zahlreiche Handtaschen so aus. Im offenen Maul wuchsen blockige Stümpfe. Die Stirn war glatt, die Augen ebenfalls noch vorhanden, doch sie wirkten auf mich wie Kugeln, die jemand falsch herum in die Augenhöhlen gedreht hatte.

Der rechte Arm lag nicht ganz auf dem Boden, er war halb erhoben, die Hand war ausgestreckt und zugleich gespreizt, als wollte sie im nächsten Augenblick nach irgendeinem Gegenstand fassen und diesen zu sich heranziehen. Ich wollte nicht die Beute sein, baute mich an den Füßen des Toten auf und merkte, daß sich erst jetzt mein klopfender Herzschlag beruhigte und ich wieder normal denken konnte.

Diese ungewöhnliche Leiche war weder von der Decke, noch vom Himmel gefallen. Wo kam sie her?

Selbstverständlich brachte ich ihr Erscheinen in einen Zusammenhang mit den beiden geisterhaften Besuchern, die mich schon zweimal kontaktiert hatten, und ich suchte auch nach Zusammenhängen zwischen den beiden doch so verschiedenen Tatsachen.

Weder die Frau noch der Mann zeigten sich. Sie ließen mich mit diesem Rätsel allein.

War dieses Geschöpf tatsächlich tot, oder lag hier ein untotes, zombiehaftes Wesen vor mir?

Ich suchte nach einem Hinweis. Das konnte ein Einschußloch sein oder eine Messerwunde, aber nichts dergleichen zeichnete sich auf der glatten und trotzdem rindenhaften Haut ab.

Ich kam mit dieser Existenz nicht zurecht. So etwas wie ein humoriger Gedanke stieg in mir hoch.

Da hatte mir jemand ein Wesen in die Wohnung gelegt und mir die Last mit der Entsorgung überlassen.

Ich bückte mich und zog gleichzeitig die Kette, an der mein Kreuz hing, über den Kopf. Es baumelte nach unten, pendelte dicht über dem breiten Schädel des seltsamen Toten, und einen Augenblick später

kam es zum ersten Kontakt.

Ich zuckte zurück, als ich das Zischen hörte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Stinkender Dampf quoll mir entgegen. Der gesamte Körper zog sich zusammen, als bestünde er aus schwerem Gummi, die Hände bewegten sich krampfhaft, die Füße ebenfalls, und Finger als auch Zehen rollten sich dabei auf.

Dabei verloren sie ihre Härte und Widerstandskraft. Zurück blieb - wie so oft - Asche.

Braune Asche, die ich zusammenfegen und dann in den Mülleimer werfen mußte.

Ich richtete mich wieder auf und schüttelte den Kopf. Schlauer war ich nicht geworden. Auskunft hätten mir nur die beiden geheimnisvollen Kämpfer geben können, aber die hielten sich wohlweislich zurück. Ausgerechnet jetzt wo ich sie gebraucht hätte.

Mir war schon seltsam zumute. Meine eigene Wohnung kam mir ein wenig fremd vor. Es konnte auch an den seltsamen Umständen liegen, mit denen ich nicht zurechtkam. Ich fühlte mich in gewisser Hinsicht auf den Arm genommen, aber das alles hatte nichts zu sagen. Dieser seltsame Tote war nicht grundlos in meine Wohnung gelegt worden. Man wollte mich auf etwas hinweisen oder vorbereiten.

Ich fegte die Asche tatsächlich zusammen und spülte sie in der Toilette weg.

Als sich das Telefon meldete, wußte ich sofort, daß es nur Suko sein konnte.

Und richtig. »Wo bleibst du denn?« meckerte er mich an.

»Ich habe gerade etwas entsorgen müssen.«

»Ha, wie schön. Was denn?«

»Eine Leiche.« Die Antwort konnte ich mir einfach nicht verkneifen, und sie machte Suko sprachlos. Zunächst wenigstens, dann aber fragte er: »Was hast du da gesagt?«

Ich wiederholte es.

»Nur so eben - oder?«

»Hast du sie mitgebracht? Soll ich kommen, willst du sie noch kurz zeigen?«

»Nein, sie ist ja weg.«

»Dann hast du sie aus dem Fenster geworfen?« Er glaubte mir noch immer nicht und hielt mich schließlich für verrückt, als ich ihm sagte, was ich tatsächlich mit dem Toten angestellt hatte.

»Aber etwas essen willst du doch noch - oder?«

»Ja, ich bin gleich bei euch.«

Dieses Versprechen hielt ich. Suko öffnete mir die Tür. Er schaute mich an wie ein Nervenarzt seinen Patienten. Dann legte er mir die Hand auf die Stirn.

»He, was soll das?«

»Ich will nur feststellen, ob du Fieber hast.«
»Bestimmt nicht.«
»Na ja, wer Leichen entsorgt…«
»Das ist kein Spaß, Alter.« Ich drückte mich an ihm vorbei und schloß die Tür.
Suko sah es meinem Gesicht an, wie ernst es mir war, nickte und meinte dann: »Ich schätze, wir haben beim Essen genügend Gesprächsstoff, oder nicht?«
»Lieber nachher.«
»Auch gut.«
Im Wohnzimmer wartete Shao. Sie strahlte mich an. Seit sie wieder in London war, ging es ihr viel besser. Sie fühlte sich wohl, sie war aufgeblüht und auch die Sonnengöttin Amaterasu hatte ihre Dienste nicht mehr in Anspruch genommen.
An diesem Abend trug Shao einen quittegelben Pulli mit leicht vorstehendem Rollkragen und eine schwarze Steghose. Der Tisch war bereits gedeckt, auf den vier im Quadrat aufgestellten Warmhalteplatten standen die Teller und Schüsseln mit den verschiedenen Beilagen. Fleisch, Eier, Reis, Nudeln, Gemüse, immer nur wenig, aber alles war marktfrisch.
»Was möchtest du trinken, John?«
»Bier, bitte.«
»Okay.«
Natürlich hatte sich Shao Mühe gegeben, und natürlich hatte ich Hunger, aber irgendwie schmeckte es mir nicht. Das lag nicht am Essen, sondern an mir, denn ich war mit meinen Gedanken nicht bei der Sache. Immer wieder kam mir die geheimnisvolle Begegnung in den Sinn, und natürlich dachte ich auch an den seltsamen Toten.
Suko merkte, was mit mir los war. Hin und wieder traf mich ein gespannter und auch fragender Blick, doch ich hielt mein Versprechen und redete nicht davon.
Dafür erzählte Shao, daß sie sich nach dem Hongkong-Urlaub wieder gut zurechtgefunden hatte, im Gegensatz zu anderen Hausbewohnern, denen ihr Auftauchen nach so langer Zeit doch ziemlich suspekt gewesen war. Sie hatten es nicht gewagt, irgendwelche Fragen zu stellen. »Du glaubst gar nicht, John, wie ich mich darüber amüsiert habe.« Mit zwei Stäbchen pickte Shao frisch gedünsteten Fisch auf und schob ihn sich in den Mund. Sie kaute und lachte dann. »Aber ich habe ihnen wirklich keine Antwort gegeben und auch keine Erklärung.«
»Dann läßt du sie dumm sterben.«
»Ja, so ist es.«
Suko legte seine Stäbchen neben den Teller. »Wo wir gerade beim Thema sind, John, dann rück doch mal raus damit, wie das nun mit

der Leiche in deiner Wohnung gewesen ist.«

Ich sagte nichts. Shaos Blick erstarrte und sie fragte flüsternd: »Eine Leiche?«

Ich nickte.

»Wie… wie kommt sie denn…?«

»Wir wollten doch erst nach dem Essen darüber reden«, beschwerte ich mich.

»Die Hälfte haben wir ja schon hinter uns.«

»Genau.« Shao nickte. »Denn jetzt bin ich auch richtig gespannt. Ihr habt mich auf ein Thema gebracht.«

»Das nicht gerade angenehm ist. Außerdem geht es nicht nur um den Toten.«

»Sondern?«

Ich legte mir Reisnudeln und scharf gewürztes Schweinefleisch auf den Teller. »Sei nicht so neugierig, ich werde dir alles der Reihe nach erzählen.« Trotzdem machte ich es spannend, denn zuerst aß ich einige Bissen und begann erst dann. »Eigentlich fing alles auf der Fahrt vom Airport nach London an.«

»Begegnete dir da ein Toter?«

»Das nicht, Shao, aber zwei seltsame Wesen, halb Mensch, halb Geist oder nur Geist, die ich noch nie zuvor in meinem bisherigen Leben gesehen habe.«

»Wer kam?«

»Langsam, Suko, du bist doch sonst die Ruhe selbst.« Ich ließ mir Zeit bei meinem Bericht, sparte allerdings nicht mit Details und weihte meine beiden Freunde sehr intensiv ein.

Sie hörten zu. Zuerst gespannt, dann ungläubig, und sie schüttelten anschließend die Köpfe.

»Das ist alles wahr?« fragte Shao.

»So wahr wie dein Essen, das mir übrigens vorzüglich schmeckt, liebe Shao.«

»Danke, aber ich kann es nicht fassen.« Sie schaute Suko an, der ebenfalls aussah, als begreife er nichts. »Willst du nicht etwas sagen?«

Suko hob die Schultern. »Was soll ich da erwidern? Ich komme nicht zurecht. Diese Frau mit den Zöpfen und dieser seltsame Krieger mit der Augenklappe, das sind Gestalten wie aus einem Fantasy-Film.«

Ich gab Suko durch mein Nicken recht. »Das stimmt. Nur mit dem einen Unterschied. Ich habe sie tatsächlich gesehen, und zwar nicht auf der Leinwand.«

»Das glaube ich dir sogar.«

»Warum sind sie dir erschienen, John?«

»Shao, darüber habe ich sogar während des Essens nachgedacht, aber ich weiß es nicht.«

»Und trotzdem gibt es einen Grund.«

»Sicher.«

Suko trank einen Schluck von seinem Tee. Im Gegensatz zu mir hatten er und Shao auf Bier verzichtet. »Könnte es sein, daß man dich oder daß man uns auf etwas vorbereiten will, mit dem wir möglicherweise in naher Zukunft zu tun bekommen?«

»Es wäre die einzige Erklärung.«

»Gestalten aus anderen Welten, John. Kreaturen der Finsternis?«

Ich hatte meinen Teller leer gegessen und lehnte mich zurück. Ich war satt, voll bis obenhin, aber ich fühlte mich nicht so aufgepumpt, das lag an dem leicht verdaulichen Essen. »Nein, keine Kreaturen der Finsternis. Die sehen anders aus, normaler, wenn ich mal so sagen darf. Sie zeigen sich freiwillig ja nicht in ihrer eigentlichen Gestalt. Ich glaube daran, daß wir es hier mit Gestalten oder Kriegern zu tun haben, die aus einer anderen Dimension stammen, die nichts mit den Regionen Luzifers zu tun haben.«

»Die Frage ist, aus welchen?«

»Genau, Suko. Ich gehe sogar noch weiter. Warum wurde ich kontaktiert?«

Shao gab die Antwort. »Das war ein Ersuchen um Hilfe.« Sie tupfte sich die Lippen ab.

Ich lächelte, Suko staunte und zog dabei die Stirn in Falten, dann nickte ich. »Das habe ich auch gedacht, ohne es bisher ausgesprochen zu haben, Freunde.«

»Wem sollst du helfen?«

»Keine Ahnung, wobei ich davon ausgehe, daß man mit mir wieder in Kontakt treten wird. Ohne eingebildet zu sein, möchte ich darauf hinweisen, daß wir eben auch in anderen Welten oder Dimensionen bekannt sind.«

Suko winkte ab. »Bleiben wir mal beim Thema, bei der Leiche. Sie hat in deiner Wohnung gelegen. Was wollte man dir damit beweisen, wenn wir schon von Hilfe sprechen.«

»Erst mal einen Beweis haben.«

»Und weiter?«

Ich schaute für einen Moment auf den leeren Teller, als würde ich darüber nachdenken, mir noch Nachschlag zu nehmen. »Möglicherweise wollte man uns oder mir auch zeigen, mit wem wir es in den nächsten Tagen zu tun bekommen werden.«

»Das ist weit hergeholt«, sagte Suko.

»Auch unwahrscheinlich?«

»Das Wort habe ich aus meinem Wortschatz gestrichen.«

Ich nahm die Flasche in die rechte und das Glas in die linke Hand. Dabei schaute ich zu, wie es sich allmählich mit dem Gerstensaft füllte. »Wie dem auch sei, jemand hat versucht, Kontakt auf seine Art und Weise mit mir aufzunehmen. Jemand will«, ich stellte die Flasche

ab, »zumindest die Blonde und der Krieger, daß wir auf eine bestimmte Spur gelockt werden. Am Ende dieser Spur finden wir möglicherweise die seltsamen Leichen, wobei die eine aussah wie verfaultes Gestrüpp.« Ich nahm einen tiefen Zug. »Jedenfalls ist mir ein derartiges Wesen noch nicht über den Weg gelaufen. Das ist neu.«

»Es muß wohl sowieso ein seltsamer Körper gewesen sein«, meinte Shao.

»Klar, wie kommst du darauf?«

»Er war nicht verfault.«

»So ist es.«

»Mumifiziert?«

»Schon eher.«

»Lebende Mumien«, sagte Suko. »Aber nicht ägyptisch.«

Ich winkte ab. »Laß uns keine voreiligen Schlüsse ziehen und zunächst abwarten.«

»Auf wen und auf was?«

»Zweimal bin ich kontaktiert worden, Suko, ohne daß mir der Grund mitgeteilt wurde. Ich kann mir vorstellen, daß ich bei einer dritten Kontaktaufnahme mehr erfahre.«

»Davon gehst du aus?«

»Auch wenn es in diesem Fall komisch klingt, es ist wohl logisch, daß man es versucht.«

Suko nickte vor sich hin. Er war in Gedanken verloren. »Könntest du dir denn einen bestimmten Zeitpunkt vorstellen, John?«

»Nicht direkt, aber ich würde mir wünschen, wenn die beiden Krieger hier erscheinen und auch in der Lage sind, unsere Fragen zu beantworten. Das wäre ideal.«

»Die Hoffnung kannst du begraben.«

»Denke ich auch.«

Wir saßen am Tisch und hingen unseren Gedanken nach. Ob Shao, Suko oder ich, es war uns dreien einfach nicht möglich, einen Sinn in diese Vorgänge zu bekommen. Suko stand auf, er holte sich ebenfalls eine Flasche Bier und meinte, während er einschenkte und zusah, wie der Schaum hochstieg: »Ich an deiner Stelle würde versuchen, in der kommenden Nacht wach zu bleiben.«

»Du rechnest damit, daß sie zu mir kommen?«

»Ja.« Er stellte die Flasche hin und nahm wieder Platz. »Deshalb meine ich, daß ich bei dir auf der Couch schlafen sollte. Wenn du wach wirst und sie sind da, kannst du mich wecken.«

»Die Idee ist gut.« Ich hatte bei dieser Antwort Shao angeschaut, die allerdings nichts sagte und sich auch nicht anmerken ließ, ob sie einverstanden war oder nicht.

»Keine Meinung, John?«

»Doch, ich bin einverstanden.«

Suko hob sein Glas. »Darauf könnten wir eigentlich anstoßen.«

Das taten wir auch. Shao bot noch Pflaumenwein an, den aber lehnten wir beide ab, so gut er auch schmeckte.

Obwohl es noch nicht spät war, wollte kein richtiges Gesprächsthema mehr aufkommen. Selbst Suko, der nicht unmittelbar betroffen war, zeigte eine gewisse Nervosität, zudem schaute er immer wieder auf die Uhr, was Shao schließlich dazu veranlaßte, ihm eine Hand auf den Arm zu legen und ihren Freund anzusprechen.

»Ich merke ja, wie es in dir tickt. Geht beide hinüber, sonst lauft ihr noch Gefahr, etwas zu verpassen.«

Ich stand schon auf. »Eine gute Idee, Shao. Aber noch besser war dein Essen.«

»Meinst du?«

»Und ob.«

Sie brachte uns bis zur Tür. Ich bedankte mich mit zwei Küssen auf ihre Wangen und versprach ihr, die Blumen später nachzureichen.

»Welche Blumen denn?«

»Normalerweise bringe ich immer ein Gastgeschenk mit, wenn ich irgendwo eingeladen werde. Aber heute ist eben einiges quer gelaufen, ich bin dazu nicht mehr gekommen.«

Im Hausflur wartete ich auf Suko. Die Umgebung hatte sich nicht verändert. Es war wie immer. Das schwache Licht hatte nur die Kraft einer Notbeleuchtung und streute milchig gelb an die verschiedenen Stellen. Im Haus war eine relative Ruhe eingekehrt, auch wenn die beiden Fahrstühle unterwegs waren, was ich an den erleuchteten Zahlen auf der Metalleiste sah.

Ich betrat meine Wohnung und wartete auf Suko. Er kam und schaute sich sofort suchend um.

»Es hat sich nichts verändert«, meldete ich. »Still und starr ruht der See.«

»Bist du davon überzeugt, daß es so bleibt?«

»Nein«, antwortete ich.

***

Seine fünf Freunde hatte Eric böse angeschaut, sich aber scharfer Kommentare enthalten, als die Polizei das Boot von zwei Seiten einkesselte. Sie waren vom Wasser gekommen und von der schmalen Straße her. Trotz der frühen Morgenstunde hatten sich Neugierige versammelt. Sie trotzten der Kälte und glotzten auf das Deck, obwohl keiner von ihnen die Leiche sah. Der Körper war hinter den Aufbauten verborgen.

Eric stand da und fror. Er hatte die Hände in den Taschen seiner Jeans vergraben, den Kragen der Jacke hochgestellt und spürte den Wind wie ein nasses Ledertuch gegen sein Gesicht fahren. Er wollte

sich nicht umdrehen und noch einen Blick auf die Leiche werfen. Was er gesehen hatte, reichte ihm. Dieser Anblick hatte schwer an seiner Psyche gekratzt. Er würde ihn so schnell nicht vergessen und ärgerte sich im Nachhinein, daß er den Toten überhaupt an Deck geholt hatte. Jetzt stand er da und fror, starrte auf das schmutzige Wasser, in das er schon hineingebrochen hatte.

Der Chef dieser Bullen war ein Kommissar und hieß van Steen. Ein bulliger Mann mit hellblonden, sehr kurz geschnittenen Haaren, die einen Stich ins Rötliche bekommen hatten. Der Typ hatte ausgesehen, als könnte er einiges vertragen. Allerdings hatte ihn der Anblick des Toten ebenfalls erschüttert, und auch von seinen Leuten hatten sich einige übergeben müssen.

Eric war kein Polizist, er konnte sich dennoch vorstellen, daß es schwer werden würde, diesen Toten überhaupt zu identifizieren. Aber das war nicht sein Job, darum sollten sich die Bullen kümmern, die hoffentlich bald das Boot verließen.

Immer mehr Gaffer sammelten sich an. Die Leute sprachen leise miteinander. Keiner wußte so recht, was los war. Es kam relativ häufig vor, daß aus einer Gracht eine Leiche geborgen wurde. Die Leute wunderten sich nur über die Anzahl der Polizisten, die am Fundort erschienen waren. Deshalb blieben viele, um mitzubekommen, ob da nicht doch eine kleine Sensation in der Luft lag.

Eric hörte Schritte hinter sich. Er drehte sich trotzdem nicht um. Die Laute verstummten. Dann vernahm er die Stimme des Kommissars. »Sie können sich jetzt normal hinstellen, wir haben den Toten in einen Plastiksack gesteckt, Eric.«

»Ja und?«

»Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

Aber ich nicht mit dir, dachte Eric. Es blieb bei dem Gedanken, den er nicht aussprach, weil er den Kommissar nicht verärgern wollte. Noch immer leicht zitternd wandte er sich um.

Van Steen stand vor ihm wie ein Denkmal auf zwei Beinen. Er trug einen langen, blauen Mantel, der innen gefüttert war, doch das Kleidungsstück paßte nicht so recht zu dieser Erscheinung. Das Tuch war zu elegant und der weiße Schal ebenfalls. Ein kantiger Kopf, eine blasse Haut, die an einigen Stellen leicht bläulich schimmerte, weil es auch dem Kommissar ziemlich kalt war.

»Sie kannten den Mann?«

Eric verzog das Gesicht. »Wie sollte ich denn bei dem noch was erkennen, so wie er aussah?«

»Hätte ja sein können.«

»Wie kommen Sie überhaupt darauf?«

Van Steen hob die Schultern. »Der Tote wurde von Ihnen aus einer

Gracht gefischt. Wie oft erleben wir, daß Leichen angeschwemmt werden oder in den Kanälen treiben. Natürlich sind die meisten nicht so zerstückelt, falls sie nicht in eine Schiffsschraube geraten sind. Aber dieser Tote hier sah ja noch schlimmer aus. Aus Erfahrung ist uns bekannt, daß die angeschwemmten Leichen früher, als die Menschen noch lebten, auf den umherliegenden Booten gewohnt haben. Ihnen brauche ich nicht zu erzählen, daß mancher, wenn er unter Drogen steht, die falschen Schritte macht. Man kennt sich ja in der Szene.«

»He, he, Moment mal! Wollen Sie damit andeuten, daß ich deale, Kommissar?«

»Nein, das habe ich damit nicht gesagt. Es hätte sein können, daß es ein Nachbar von Ihnen war.«

»Überhaupt nicht.«

»Okay, das war schon beinahe alles. Ihre Personalien habe ich, und Sie haben dieses Boot als einen festen Wohnsitz. Es ist angemeldet, und Sie werden sich bestimmt auch in den nächsten Tagen hier aufhalten, falls für mich noch Fragen entstehen.«

»Wo sollte ich schon hin?«

Van Steen zog die dünnen Lippen in die Breite. »Viele zieht es um diese Zeit in die Sonne.«

»Wir haben kein Geld.«

»Das denke ich auch.«

»Sonst noch was, Kommissar?«

»Nein, Ihre Personalien habe ich, und auch die Ihrer Mitbewohner sind uns bekannt. Sie können jetzt.« Er schaute sich um. »Na ja, gehen ist wohl der falsche Ausdruck.«

»Richtig. Wir werden hier auf dem Boot bleiben.« Eric schüttelte sich. »Es war für keinen von uns eine Offenbarung, dieses Etwas sehen zu müssen.« Eric zitterte plötzlich. »Sagen Sie, Kommissar, haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht, wie es zu diesen Verletzungen hat kommen können?«

»Das schon. Nur kann sich keiner von uns einen Reim darauf machen. Es bleibt rätselhaft.«

»Keine Schiffsschraube?«

Van Steen schüttelte den Kopf.

Eric strich über sein Haar. »Glauben Sie eigentlich an Monster?«

Van Steen war überrascht. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Na ja, kann doch sein, daß sich ein Monster hier in das System der Grachten verirrt hat und auf der Suche nach irgendwelchen Opfern ist. Der Mann ist eben einem solchen Monster in die Klauen gefallen, das ihn dann zerfetzt hat.«

Eigentlich hätte van Steen den Zeugen auslachen müssen. Er tat es nicht. Seine Augen bekamen einen beinahe traurigen Blick. »Sie werden lachen, aber ähnliche Befürchtungen sind auch mir schon

durch den Kopf geschwirrt. Natürlich ist das kein Monster gewesen, so etwas gibt es nicht, aber rätselhaft ist es schon.«

»Werden Sie es denn herausfinden?«

»Nicht ich. Dafür sind Fachleute zuständig.«

Eric drehte den Kopf. Er wollte van Steen bei den nächsten Worten nicht unbedingt anschauen.

»Wenn Sie etwas herausgefunden haben, dann können Sie uns ja Bescheid geben. Es ist nämlich so, wir allen machen uns Sorgen. Wir haben Angst davor, daß auch uns Ähnliches widerfahren könnte. Lachen Sie nicht, aber die Theorie von einem Monster, das sich in den Grachten versteckt hält, spukt durch zahlreiche Köpfe. Es gibt ja viele Dinge in der Welt, die wir nicht begreifen können. Das ganze Leben ist ein einziges Rätsel. Wir stehen doch erst am Beginn. Okay, wir fliegen in den Weltraum, aber über die wahren Dinge wissen wir so gut wie nichts. Da müssen Sie sich mal anhören, was Ihnen Menschen sagen, die noch nicht von der Technik so verdorben sind wie wir. Denken Sie an die Naturvölker, bei denen sich noch die Überlieferungen gehalten haben. Die können Ihnen so manche Antwort auf bestimmte Dinge geben, aber denen will leider keiner glauben.«

Van Steen hatte zugehört und Eric mit keinem Wort unterbrochen. Er klopfte ihm auf die Schultern.

»Wissen Sie, ich habe meinen Beruf. Ich muß mich an Fakten halten, aber das ist nur die eine Seite. Es gibt noch eine andere in mir, und die steht dem, was Sie da gesagt haben, nicht mal so weit entfernt. Auch ich höre gut zu, ich habe viel gelesen, ich versuche immer, mich in die Psyche eines Menschen hineinzuversetzen. Das mag überholt klingen, ist aber modern, wie ich meine. Was hier geschehen ist, werden wir herausfinden, und ich verspreche Ihnen, Eric, daß ich es Ihnen und Ihren Freunden mitteilen werde. Dazu haben Sie ein Recht, wie ich meine.«

Der junge Mann staunte. »Das sind ganz neue Töne, die ich aus dem Munde eines Polizisten höre.«

Van Steen konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Möglicherweise haben wir Polizisten auch dazugelernt. Zumindest hier in Amsterdam, wo sowieso die Gesetze etwas liberaler ausgelegt werden. Da ist man eben noch lernfähig.«

»Es ist toll, daß es Polizisten wie Sie gibt.«

Der Kommissar nickte nur und winkte seinen Männern zu, die dabei waren, den Sack mit den Überresten von Bord zu schaffen. Sie brachten ihn dorthin, wo der Leichenwagen stand.

Die Beamten verließen das Schiff. Auch die Gaffer waren weniger geworden. Sie hatten so gut wie nichts mitbekommen und zogen sich wieder zurück.

Eric blieb noch an Deck. Er schaute dem Wagen nach, als sie

abfuhren und die schmale Straße wieder befahrbar machten. Das Boot hatte bereits abgelegt.

Bisher hatte Eric von den Uniformierten nicht viel gehalten. Das hatte sich nun geändert. Vor diesem van Steen konnte man nur den Hut ziehen. Vielleicht mußten eben beide Seiten lernen und nicht nur eine.

Über die Reling hinweg starrte er gegen die schmutzigen Fluten. Er konnte sich vorstellen, daß jeden Augenblick das Maul eines gewaltigen Monstrums auftauchte, um die Beute mit langen, messerscharfen Zähnen in blutige Klumpen zu zerlegen.

Schaudernd wandte er sich ab.

***

Kommissar von Steen saß in seinem Büro und schaute über den Schreibtisch gegen die Garderobe an der Wand, wo er seinen Mantel akkurat über einen Kleiderbügel gehängt hatte. Er war ein Mensch, der sich gern nett und auch modisch anzog, der beim ersten Kennenlernen wirkte wie jemand, der nur auf Äußerlichkeiten Wert legte. Tatsächlich sah es in ihm anders aus. Van Steen hatte sich in seiner knappen Freizeit mit Psychologie beschäftigt und viel über dieses Thema gelesen. Er hatte sogar an einem Fernstudium teilgenommen und dabei noch den Zweig der Parapsychologie belegt. Nicht daß er unbedingt an übersinnliche Dinge glaubte, an Spuk, Hexerei oder was auch immer, es ging ihm einzig und allein darum, die Menschen besser begreifen und verstehen zu lernen. Schließlich mußte er sich mit Gruppen beschäftigen, die außerhalb der Gesellschaft standen, und er wollte diese Personen auch verstehen lernen.

Auch für ihn persönlich war das Studium gut gewesen. Er hatte sich selbst besser kennengelernt, er war ruhiger geworden und nachdenklicher, und er hatte auch mehr Verständnis für andere aufbringen können. Doch all das konnte er vergessen, wenn er an den letzten Fall dachte, an die Leiche, die aus einer Gracht gefischt worden war. Sie hatte so furchtbar ausgesehen, daß es selbst den Gerichtsmedizinern unangenehm gewesen war, sie zu untersuchen. Selbst alte Praktiker hatten sich an einen derartigen Fund nicht erinnern können.

Für den Kommissar war wichtig herauszufinden, um wen es sich bei diesem Toten handelte. Er wollte, daß er identifiziert wurde. Wenn ein Name vorhanden war, konnte man die halbe Ernte schon einfahren ùnd den Weg des Toten zurückverfolgen.

Natürlich war bei dem Mann nach Ausweisen oder Papieren gesucht worden, aber leider nichts gefunden. Er mußte sie verloren haben, die Kleidung war auch zu zerfetzt gewesen, und da hatte sie sich nicht

von der Haut unterschieden.

Auch sie hatte ausgesehen, als wäre jemand dabeigewesen, sie vom Körper zu reißen. Mit Schauern dachte der Mann an die langen, offenen Wunden, die als Streifen auf dem Körper ein makabres Muster gebildet hatten. Wunden, die von irgendwelchen Instrumenten stammen konnten, von Messern oder scharfen Gabeln. Vielleicht auch Fingern mit überlangen Nägeln, aber daran glaubte van Steen weniger, weil es nicht in seine Vorstellungswelt paßte. Es gab eigentlich keine Menschen mit derart langen Nägeln, und an Erics Monstertheorie wollte er nicht glauben. Man hatte zwar schon viel in den Grachten gesichtet und auch gefunden, Monster waren dabei nicht vertreten gewesen, sie gehörten in den Bereich Seemannsgarn, obwohl von Steen diese letzte, verrückte Möglichkeit auch nicht ausschließen wollte.

Seine Sekretärin hatte ihm einen Kaffee gebracht. Den großen Becher randvoll gefüllt. Hin und wieder trank der Kommissar einen Schluck. Obwohl der Kaffee gut schmeckte, war von Steen unzufrieden. Allein deshalb, weil er nichts tun konnte. Er mußte warten, bis ihm die Mediziner ein Ergebnis brachten, das hoffentlich positiv ausfiel.

Die Sonne schien. Das Büro lag in einem Altbau. Die Fenster waren nicht sehr breit, dafür aber hoch, und so konnte das Licht der Wintersonne ungehindert in das Büro einfließen. Die Einrichtung hatte van Steen von seinem Vorgänger übernommen, Möbel, die noch weitere zwanzig Jahre halten würden.

Er schaute auf die Uhr.

Das hatte er in den letzten dreißig Minuten öfter getan. Es kam ihm vor, als wäre die Zeit stehengeblieben. Der zuständige Chefpathologe hatte van Steen klargemacht, daß dieser im Büro warten sollte. Auf keinen Fall wollte der Arzt ihn in seinem Reich sehen, denn dort brauchte er Ruhe und keinen der Fragen stellte.

Also mußte er noch warten.

Aber nicht im Sitzen. Der Kommissar stand auf und nahm die Tasse mit. Vor dem Fenster blieb er stehen, schaute durch die Scheibe und sah unter sich den Verkehr des späten Vormittags. In dieser Stadt war es nie ruhig. Allerdings herrschte im Winter weniger Hektik. Er hatte sich schräg hingestellt, um nicht geblendet zu werden. Van Steen liebte Amsterdam, auch wenn es mit noch so vielen Fehlern belastet war wie andere immer behaupteten. Es war eine besondere Stadt, die Liberalität konnte Vorbild sein. Amsterdam nahm die Menschen auf, Amsterdam gab ihnen Platz, Amsterdam fragte nicht nach der Hautfarbe und nach der Sprache, die gesprochen wurde.

Menschen sind keine Engel. Daß es hin und wieder auch zu Konfrontationen kam, stimmte ebenfalls. Auch als Drogenumschlagsplatz war Amsterdam bekannt. Aber die Polizei hatte

schon eine gewisse Kontrolle und wußte, wo ihre Spezies hockten.

Die Stadt hatte ihre Probleme, van Steen wollte sie auch nicht wegreden. Nur diese Leiche ging ihm nicht aus dem Sinn. Das war nicht einfach ein Mensch, der in die Gracht gefallen war, weil er nicht achtgegeben hatte, für van Steen steckte mehr, viel mehr dahinter. Eine gefährliche Methode, kein Zufall. Jemand lebte in dieser Stadt und war ein grausamer Killer.

Ein hartes Lächeln umzuckte seinen Mund, als er an einen Film dachte, der vor einigen Jahren über die Stadt gedreht worden war. »Verdammtes Amsterdam« hatte der Streifen geheißen.

Darin war es auch um einen Killer gegangen, der in den Grachten gelauert und die Menschen umgebracht hatte. Nun ja, das war ein Film gewesen, und er hatte nicht eben mitgeholfen, das Image der Stadt zu verbessern, doch die Tatsachen des Morgens waren viel schlimmer. Kein Leinwandmord, ein echter - leider.

Van Steen ging wieder zu seinem Platz. Er kratzte mit dem Daumennagel über sein Kinn, die hohe Stirn hatte er in Falten gelegt. Dabei erinnerte er sich an das Gesicht des Toten. Es war nur zur Hälfte zerstört, aber es war nicht möglich gewesen, den Mann zu identifizieren. Er mußte identifiziert werden, es war die einzige Chance, den Weg des Mannes zurückzuverfolgen.

Der Kommissar dachte an gewisse Spezialisten, die es durchaus schaffen konnten, nur anhand der einen Gesichtshälfte die andere zu konstruieren. Das war durch Spiegel und Computerprogramme möglich. Wenn das Gesicht einigermaßen hergestellt worden war, konnte man es fotografieren und in die Fahndung geben.

Eine Euro-Polizei sollte ja gegründet werden. Erst vor zwei Tagen hatten sich die Oberen in Den Haag zusammengesetzt und darüber beraten. Sogar eine Zentrale für diese neue Polizei gab es bereits in dieser Stadt. Leider half ihm das in seinem Fall nicht weiter, denn diese Polizei stand erst am Anfang.

Er saß wieder vor seinem Schreibtisch und schaute auf die Platte. Der Kaffee war kalt geworden, und so ähnlich fühlte auch er sich. Kalt und deprimiert.

Das Telefon riß ihn durch sein Tuten aus den Gedanken. Sehr schnell hielt er den Hörer am Ohr. Er wußte ja, wer da etwas von ihm wollte, und van Steen hatte sich nicht geirrt.

Es war Dr. Myers, der Chef der Obduktion.

»Schon gespannt, Kommissar?«

»Und wie.«

»Wir haben ein Wunder vollbracht.«

»Sagen Sie nur.«

»Eigentlich ein kleines Wunder«, schränkte der Arzt ein, »und es hat auch nichts mit unserem Können zu tun. Der Tote ist Engländer, er

heißt Gerry Olmian.«
»Nie gehört.«
»Kann ich mir denken.«
»Wie haben Sie das herausgefunden?« wollte der Kommissar wissen.
»Tja, das war beinahe ein Zufall. Olmian benutzte einen alten Agententrick. Wir fanden komischerweise in seinem Absatz noch einen Ausweis. Wir kennen seinen Namen, wir wissen auch, daß er in London gearbeitet hat, nur ist uns nicht bekannt, für welche Behörde er tätig war. Ich sage bewußt Behörde, und den Rest können Sie sich dann zusammenreimen, Kommissar.«
»Das werde ich auch, Doktor. Wie sieht es denn mit dem Mann überhaupt aus? Haben Sie herausfinden können, wer ihm diese schrecklichen Verletzungen zugefügt haben könnte?«
»Nein.«
»Das ist schlecht.«
»Stimmt, Kommissar, aber ich bin Arzt, und ich würde in meinen offiziellen Bericht nicht das hineinschreiben, was ich Ihnen jetzt am Telefon sage.«
Van Steen lächelte. »Das läßt mich hoffen.«
»Sollen Sie auch. Diese Verletzungen sind dem Mann durch irgendwelche Krallen oder spitzen Nägeln zugefügt worden. Fragen Sie mich nicht nach Details, die kann ich Ihnen nicht geben. Wir haben auch noch keine anderen Hautfetzen in den Wunden entdeckt, das Wasser kann sie weggeschwemmt haben. Tatsache ist jedoch, daß diese Krallen zugeschlagen haben.«
»Drangen sie tief ein?«
»Sehr tief.«
Van Steen überlegte. »Das ist natürlich keine große Hilfe. Da ist der Name schon besser.«
»Das meine ich auch. Trotzdem werden wir uns ein wenig länger mit dem Toten beschäftigen.«
»Tun Sie das, bitte.«
»Okay, Kommissar, für den Moment war das alles. Der Name Gerry Olmian wird Sie hoffentlich weiterbringen.«
»Bestimmt. Und vielen Dank, Doktor.«
»Schon gut. Auch ich freue mich, wenn zwischendurch meine Laune durch kleine Erfolgserlebnisse aufgebessert wird. Wir hören dann später voneinander.«
Kommissar van Steen schaute nicht mehr so pessimistisch in die Zukunft. Er kannte den Namen des Toten, er würde sich mit den Kollegen auf der Insel in Verbindung setzen, aber das ungute Gefühl blieb trotzdem in ihm haften. Dieser Gerry Olmian war bestimmt nicht unter diesem Namen eingereist. Bei ihm mußte etwas anderes dahinterstecken, und van Steen konnte sich vorstellen, daß dieser

Mann nicht eben in einem offiziellen Auftrag nach Amsterdam gekommen war. Sicherlich war er ein Agent. Ob er als Undercover Man für die Narkotic Squad gearbeitet hatte, lag durchaus im Bereich des Möglichen. Es konnte aber auch um andere Dinge gegangen sein, hochbrisante, und da kam ihm natürlich der Secret Service in den Sinn. In den letzten Wochen hatte sich Amsterdam auch als Anlaufstelle für die sogenannte Atom-Mafia angeboten, denn die Gangster aus dem Osten hatten es mittlerweile geschafft, mit ihren Kollegen aus dem Westen Verbindungen einzugehen.

Viel radioaktives Material lagerte noch in der ehemaligen Sowjetunion, und mochten die Länder der Dritten Welt auch noch so arm sein, für ein gewisses Knowhow waren immer Mittel vorhanden. Da bot sich Amsterdam als Drehscheibe für entsprechende Geschäfte an.

Die Sorgenfalten im Gesicht des Kommissars wurden nicht weniger. Er sah da eine gewaltige Wolke auf sich zukommen, und er stand genau unter dieser Wolke.

Elly, seine Sekretärin, betrat das Büro, um sich abzumelden. Sie wollte etwas essen.

»Ja, geh nur.«

»Soll ich dir etwas mitbringen?«

»Nein, danke.«

»Ärger, Ric?«

Der Kommissar nickte der rötlichblonden Frau im grünen Pullover zu. »Es wird Ärger geben, fürchte ich.«

»Wegen des Toten?«

»Ja.«

Elly lächelte. »Keine Sorge, Ric, wie ich dich kenne, wirst du es schon schaffen.«

»Danke, und iß für mich mit.«

Sie strich über ihre Figur. »Nein, nein, das würde mir wohl nicht bekommen, aber ich werde an dich denken. Bis später dann.«

Van Steen hob die rechte Hand und griff dann zum Telefonhörer. Auf seiner Liste stand ein Gespräch mit den Kollegen von Scotland Yard…

***

Ich weiß nicht, wie es Ihnen ergangen wäre, wenn Sie sich in meiner Situation befunden hätten, ich aber lag auf dem Bett, war angezogen und schaute gegen die Decke, während ich einzuschlafen versuchte. Das wiederum gelang mir nicht. Die Nervosität steckte einfach zu tief in mir. Zudem gehöre ich nicht zu den beneidenswerten Menschen, die abschalten können und praktisch in sich selbst ruhen.

Das wäre meinem Freund Suko möglich gewesen, mir weniger, und so wartete ich.

Im Schlafzimmer selbst hatte ich keine Lampe brennen lassen. Dafür leuchtete im Flur das Licht, und es warf seinen matten Schein über die Schwelle. Im Wohnraum lag Suko ebenfalls nicht in völliger Dunkelheit, er wartete auf der Couch und hatte die Beine hochgelegt.

Nur die Schuhe standen neben meinem Bett, ansonsten hatte ich die Kleidung anbehalten. Es war alles normal in meiner Umgebung, es gab keine fremden Laute, die mich störten, die ideale Ruhe zum Einschlafen vor Mitternacht, was meine innere Unruhe nicht zuließ, denn immer wieder drängten sich die Bilder der beiden mir unbekannten Personen in meine Erinnerung.

Ich sah den blonden Mann in Begleitung der blonden Frau. Die beiden Kämpfer, die so wild, aber nicht abschreckend aussahen. Sie glichen bunten Paradiesvögeln aus einer fremden Welt, auch wenn sie mit gefährlichen Waffen bestückt waren.

Und sie hatten etwas von mir gewollt.

Zweimal schon hatten sie sich gezeigt. Ich dachte an die letzte Begegnung im Lift. Da hatte nur die Frau gestanden. Wäre die Mitbewohnerin nicht mitgefahren, hätte ich möglicherweise schon Bescheid gewußt. So aber mußte sie sich gehemmt gefühlt haben, und seltsamerweise hatte die Mitfahrerin die Kämpferin auch nicht registriert.

Wie hieß sie?

Wie hieß ihr einäugiger Begleiter?

Ich ging davon aus, daß beide Namen hatten. Ich ließ auch zahlreiche Gestalten vor meinem geistigen Auge Revue passieren, so bunt sie auch sein mochte, die Frau und der Mann kamen dabei nicht vor.

Es war noch nicht Mitternacht. Die Luft kam mir trocken vor. Draußen war es hundekalt. Tiefe Minustemperaturen hatten die Stadt London eingefroren.

In der Heizungsluft trocknete meine Kehle aus. Ich wälzte mich herum und stieg aus dem Bett. Suko schaute hoch, als ich das Wohnzimmer betrat. Er ließ die Illustrierte, in der er gelesen hatte, sinken.

»Noch nichts?«

»So ist es.«

»Hier auch nicht, John. Kein Hinweis, niemand läßt sich blicken. Ich habe beinahe den Eindruck, als wären deine Freunde sauer, daß ich hier bei dir sitze und warte.«

»Sauer kann höchstens ich sein, daß ich von ihnen so belästigt worden bin.« Ich hockte mich auf die Kante eines Sessels und schaute gegen die Wand. »Klar, daß ich nicht einschlafen kann. Immer wieder tauchen sie vor meinem geistigen Augen auf. Und ich weiß, daß die Erinnerungen bald zu einer Wahrheit werden. Es muß einfach

geschehen.« Ich stand wieder auf und bewegte mich auf die Küche zu. »Willst du auch etwas trinken?«

»Ja, bring mir ein Wasser mit.«

Aus dem Kühlschrank holte ich zwei kleine Flaschen. Auf Gläser verzichtete ich. Wir stießen mit den Flaschen an und tranken sie zu einem Drittel leer.

Suko lächelte. »Es wird eine lange Nacht werden, denke ich mal. Und ich bin gespannt, wie die beiden, falls sie überhaupt kommen, auf meine Anwesenheit reagieren.«

»Sie werden dich akzeptieren müssen.«

»Denke ich auch.« Suko schaute nachdenklich die Flasche an. »Als was würdest du sie bezeichnen? Sind es Menschen? Sind es Wesen? Sind es Geister, die ihr Reich verlassen haben, um dich zu besuchen? Wenn das stimmt, müssen sie einen Grund gehabt haben, und ich frage mich, warum sie ausgerechnet auf dich gekommen sind.«

»Das frage ich mich ebenfalls.«

»Keine Antwort?«

»So ist es.«

Suko grinste schief. »Damit bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterhin auf den großen Paukenschlag zu warten.«

»Willst du überhaupt so lange warten?«

»Wieso? Soll ich verschwinden?«

»Das habe ich nicht gesagt und auch nicht gemeint. Wenn nichts geschieht, haben wir uns beide die Nacht um die Ohren geschlagen und fragen uns morgen nach den Gründen, wobei wir noch kaputt sind. Das ist es, was ich meine.«

Suko antwortete mit einer Gegenfrage. »Wärst du an meiner Stelle denn gegangen?«

»Nein.«

»Eben.«

Ich stand wieder auf, schwenkte grüßend die Wasserflasche und nahm sie mit in das Schlafzimmer.

»Bis später dann. Vielleicht werden wir ja doch auf etwas unkonventionelle Art und Weise geweckt.«

»Vorausgesetzt, wir finden Schlaf.«

Ich hob die Schultern. Das Bett war noch warm. Die nicht ganz leere Flasche hatte ich auf den Nachttisch gestellt und nahm wieder meine alte Position ein.

Dieser Zustand des Hoffens, des Nichtwissens und der fiebrigen Spannung machte mich nervös.

Immer wieder bewegte ich die Augen, schielte in die verschiedenen Ecken des Raumes, als hielte sich dort jemand in der Dunkelheit verborgen.

Es war keiner da.

Die Stille lastete über mir wie eine Decke. Die Zeit wanderte, ich hatte den Eindruck, als würde sie stehenbleiben. Aber es gelang mir tatsächlich, mich etwas zu entspannen, lockerer zu werden, obwohl sich das große Schlafgefühl nicht einstellen wollte.

Wo blieben die beiden? Oder würden sie nicht mehr zu mir kommen? Daran konnte ich auch nicht glauben, denn dann hätten sie sich nicht schon zweimal gezeigt.

Ich war davon überzeugt, daß da eine verflucht heiße und gefährliche Suppe kochte, die ich auszulöffeln hatte. Wer immer diese beiden Personen auch waren, sie schienen ohne meine Hilfe nicht zurechtzukommen. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, welche geheimnisvolle Welt oder Dimension sie wohl verlassen hatten.

Da schossen mir verschiedene Möglichkeiten durch den Kopf. Stammten sie aus Atlantis? Oder waren es Personen, die ihre Heimat in Avalon gefunden hatten? Daran konnte ich nicht glauben, auch Atlantis drängte ich zurück, es mußten andere Reiche sein, die sie verlassen hatten. Welten, sogenannte Schattenwelten, die zwischen dem Dies- und dem Jenseits lagen. Daß es das gab, war mir bekannt.

Aibon vielleicht?

Nein, auch dahin paßten sie nicht so recht. Es hatte auch keinen Sinn, wenn ich mir den Kopf zerbrach. Falls sie zu kommen vorhatten, würden sie schon früh genug hier erscheinen.

Eine Bewegung?

Ich war für einen Moment zusammengezuckt und hatte gegen die linke Seite des Zimmers geschaut.

Genau, nicht weit vom Fenster entfernt, war der Schatten für einen Moment zu sehen gewesen.

Ich richtete mich auf.

Als ich den Kopf drehte, sah ich nichts. Wohl eine Täuschung, und ich legte mich wieder zurück.

Mein Kopf hatte das Kissen noch nicht ganz berührt, als ich aus dem Wohnzimmer ein Geräusch vernahm.

Es war nicht zu identifizieren, aber meine Sinne schlugen augenblicklich Alarm.

Ich wälzte mich herum, die Beine berührten den Boden, und im selben Augenblick verdunkelte ein Schatten den Ausschnitt der Tür. Dort stand jemand.

Es war nicht Suko.

Vor mir sah ich den Einäugigen, der mit beiden Händen den Stiehl seines Beils festhielt…

***

Mein erster Gedanke galt Suko. Deshalb hatte ich das Geräusch gehört. Diesem Eindringling mußte es gelungen sein, die Wohnung

lautlos zu betreten, und er hatte Suko deshalb überraschen und wahrscheinlich ausschalten können.

Mein Mund blieb stumm. Im Innern wallte die Hitze hoch, begleitet von einer ziehenden Kälte. Ich dachte daran, daß ich meine Beretta nicht abgelegt hatte, aber der Fremde tat nichts, um mich direkt zu bedrohen. Er stand einfach nur da und schaute mich an.

Mir kam er vor wie ein mächtiger Schatten, der sich jeden Augenblick verwandeln konnte, es aber nicht tat, dafür mit einem gleitenden Schritt näher an das Bett herantrat.

Um in sein Gesicht sehen zu können, mußte ich den Kopf anheben. Die Augenklappe sah aus wie ein düsterer Mond, der den eigentlichen Schrecken verbergen sollte. Der Stahl der Waffe glänzte matt, und meine eigene Stimme klang mir fremd, als ich die erste Frage stellte, wobei ich selbst kaum auf eine Antwort hoffte.

»Wer bist du?«

Der Einäugige gab keine Antwort. Er ging von der Tür weg und nach rechts auf den Schrank zu. Es war mehr ein Gleiten, als würde die kompakte Gestalt den Boden gar nicht berühren.

Ich wollte seinen Weg auch weiterhin verfolgen, wurde allerdings von einer weiteren Bewegung abgelenkt.

Sie war da!

Die Frau mit den Zöpfen hatte den Platz des Einäugigen eingenommen. Sie stand da und schaute in das Zimmer. Auch sie regte sich nicht, und ihre Waffe wies ins Zimmer. In der Dunkelheit waren kaum Einzelheiten in ihren Gesichtern auszumachen, sie wirkten so anders, so düster und gleichzeitig leicht metallisch schimmernd.

Da hatte ich also beide.

Ich stand auf.

Niemand hinderte mich daran. Ich wollte hier nicht klein beigeben und den Feigling spielen, deshalb setzte ich mich in Bewegung und ging geradewegs auf die Frau mit den Zöpfen zu. Das Schlafzimmer gefiel mir nicht mehr, denn ich dachte an meinen Freund Suko. Wäre er normal gewesen, hätte er bemerkt haben müssen, was hier geschehen war, und ich dachte auch an das verräterische Geräusch kurz vor dem Erscheinen der beiden Gestalten. Es war die berühmte Kraftprobe. Würde sie mich durchlassen, oder würde sie mir mit Gewalt den Weg in den Flur versperren?

In mir hatte sich schon ein seltsames Gefühl ausgebreitet, als ich auch den nächsten Schritt ging.

Einer mehr, und ich würde gegen die Waffe laufen, die sich dann in meine Brust bohrte.

Es fiel mir zwar schwer, doch ich schaffte es, die Klinge zu ignorieren. Mein Blick fraß sich in den Augen der Person fest. Sie schimmerten heller als das Gesicht und als der Körper. Es war eine

berühmte Kraftprobe, die Sekunde vor dem Sturm, der nicht eintrat, denn die Frau drehte sich blitzartig ab und auch die auf mich zielende Messerspitze wies plötzlich zu Boden.

Dann ging ich weiter.

Sie ließen mich beide in Ruhe. Ich schlich durch den Flur, noch immer das Ziehen im Nacken, aber ich schaute mich nicht um. Ich ließ sie bewußt auf meinen Rücken schauen.

Im Wohnraum saß Suko noch immer auf demselben Platz, nur schaute er nicht zur Tür, sondern vor sich auf die Knie. Der Kopf war nach vorn gesunken. Suko sah aus, als schliefe er, nur wußte ich, daß es nicht der Fall war, und ich ging mit schnellen Schritten auf ihn zu.

War er tot?

Auch ein Toter hätte diese Haltung einnehmen können, doch der heiße Schreck löste sich auf, als ich den wahren Zustand meines Freundes erkannte.

Er »schlief« nur.

Es war ein besonderer Schlaf, in den ihn ein Schlag versetzt haben mußte.

Gesehen hatte ich es nicht, ich fühlte aber, daß ich mich nicht mehr allein mit Suko im Zimmer befand. Sehr gemächlich drehte ich mich um. Beide standen vor mir. Jetzt, wo sie auch der Lichtschein erfaßte, waren sie besser zu sehen, und sie wirkten nicht mehr so fremd und unnahbar. Sie waren da, zwar keine Menschen im direkten Sinne, aber ich hatte durchaus den Eindruck, daß ich mich mit ihnen unterhalten konnte.

In ihren Gesichtern rührte sich nichts. Bei diesem Kämpfer funkelte das normale Auge. Möglicherweise durch einen Lichtreflex verursacht, der gegen die Pupille fiel.

»Okay, Freund.« Ich gab nicht locker. »Wir sind jetzt ganz unter uns. Was also ist los?«

Noch schwiegen sie.

Ich nahm es locker. »Normalerweise stellt man sich vor, wenn man in die Wohnung eines Fremden eindringt. Das habt ihr wohl nicht nötig gehabt. Wer, zum Henker, seid ihr, und was wollt ihr von mir?«

Es war der Mann, der redete. Für einen winzigen Moment zuckten seine Lippen, dann stieß er zischend die Antwort hervor. »Ich bin Rob Exxon.«

»Wie schön für dich.«

»Und ich heiße Jolanda Lamaire.«

Die Frau hatte nur leise gesprochen, den harten Klang ihrer Stimme allerdings nicht unterdrücken können, und er paßte auch zu ihrer allgemeinen Gestalt.

Mit beiden Namen konnte ich nichts anfangen, sie sagten mir einfach nichts, und deshalb stellte ich sofort die nächste Frage. »Woher kommt

ihr?«
»Es spielt keine Rolle«, antwortete Rob. »Es ist ein Land, das du nicht kennst.«
»Ich lerne gern dazu.«
»Es spielt keine Rolle!« wiederholte er. »Wir sind nicht ohne Grund bei dir erschienen.«
»Das kann ich mir denken. Was wollt ihr von mir?«
»Dich mitnehmen.«
Diesmal war ich sprachlos. Ich hätte es mir denken können, aber so weit hatte ich tatsächlich nicht gedacht, deshalb schüttelte ich etwas verwundert den Kopf. »Mich mitnehmen? Zu euch? In eure Welt? In eure Dimension? Das ist doch richtig - oder?«
»Ja, es stimmt.«
»Und wohin wollt ihr mich bringen, bitte schön?«
»In die Fremde, die für uns nicht fremd ist. Dort sollst und wirst du sehen können.«
»Was?«
»Du wirst es erleben.«
So gespannt ich war, einfach wollte ich es ihnen nicht machen. Der Begriff einer Entführung kam mir nicht in den Sinn. Da ich allerdings andere Reiche und Welten kannte und auch von ihren Gefahren wußte, wollte ich es den beiden nicht so leicht machen. »Was sollte mich denn schon daran reizen, mit euch zu kommen? Das ist doch nicht interessant. Ich will es einfach nicht.«
»Wir können dich zwingen.«
»Das denke ich mir. Wenn ihr mir erklären würdet, was ich in dieser anderen Welt soll. Ich komme damit nicht zurecht.«
»Du wirst alles sehen.«
»Gut, und wann bin ich wieder zurück?«
»Sehr schnell sogar.«
»Noch in dieser Nacht?«
Rob Exxon hob die Schultern.
Nun ja, ehrlich war er auf eine gewisse Art und Weise. Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, mußte ich eingestehen, daß mich auch eine gewisse Neugierde gepackt hatte. Zudem sah ich dieses seltsame Paar nicht unbedingt als Feinde an. Sie waren erschienen, um mich zu holen. Dabei sahen sie selbst aus, als könnten sie sich gut wehren, aber sie wollten mich. Möglicherweise benötigten sie meine Hilfe und wollten dabei auf Nummer Sicher gehen, daß dies auch klappte.
Ich legte die Stirn in Falten und nickte. »Gut, wenn ihr es nicht anders wollt und mir keine Möglichkeit laßt, ich werde gehen. Ich muß mich auf euch verlassen. Zuvor hätte ich eine Frage. Könnt ihr mir verraten, was mich in eurer Welt erwartet?«
»Das Grauen!« Diesmal hatte die Frau gesprochen, und sie redete

auch weiter, allerdings mit gedämpfter Stimme. Die Worte verließen zischelnd den Mund. »Es erwarten dich die schwarzen, hungrigen Leichen. Es erwartet dich das Wasser, der Tunnel, es erwartet dich der Tod…«

Die Erklärung war nicht ohne Eindruck auf mich geblieben, was ich äußerlich nicht zeigte. »Und dorthin wo mich all dies erwartet, soll ich wirklich freiwillig mit euch hingehen?«

»Ja.«

Ich drehte mich halb und deutete auf Suko. »Warum ich? Warum nicht er?«

»Das ist einfach.«

»Wieso?«

»Wir brauchen ihn nicht. Noch nicht. Es ist auch nur ein Test, du bist schnell wieder hier. Aber du wirst uns dankbar sein, daß wir dich zu dieser Reise überredet haben. Wir können in die Zukunft schauen.«

»Toll.«

Jolanda ließ sich nicht unterbrechen. »Ja, wir schauen in die Zukunft. Wir wissen, daß du den Weg an dieses Ziel sowieso gefunden hättest. Daran hätte kein Weg vorbeigeführt. Deshalb ist es besser, wenn du dir einen ersten Eindruck verschaffst.«

Ich lächelte breit. »Ihr habt mich beinahe überzeugt.« Dann nickte ich. »Gut, ich werde euch den Gefallen tun und mit euch gehen. Sozusagen als kleiner Vorgriff auf die Zukunft. Nur frage ich euch, wie es möglich ist, daß ihr mit euren Waffen nicht gegen das Grauen ankämpfen könnt? Das würde ich gern wissen.«

Sie winkte ab. »Du wirst es erleben.«

»Und jetzt?«

Ich hatte für sie so etwas wie ein Startzeichen gesprochen, denn sie kamen auf mich zu. Sie waren beide so schnell, daß ich nicht ausweichen konnte und es auch nicht wollte.

Ich fühlte und spürte sie, obwohl mich beide noch nicht angefaßt hatten. Es wurde um mich herum plötzlich kalt. Ein Eishauch überschüttete meinen Körper.

Das Gesicht der Frau sah ich dicht vor mir. Helle, blaue Augen, ein Strahlen darin, ein…

Ich sank weg.

Die Augen saugten mich auf. Sie waren zwei tiefe Seen, in denen ich ertrank.

Ich merkte noch, wie ich versuchte, meine Arme auszustrecken, doch an ihnen hingen Gewichte aus Blei, die die Arme in die Tiefe zerrten.

Ich verlor den Boden unter den Füßen, ich verlor alles, ich war gar nicht mehr da…

***

Aber die beiden waren noch da.

Urplötzlich, als hätte jemand ein schwarzes Tuch zur Seite gezerrt, erschienen sie wieder in meinem Blickfeld, und an ihren Gesichtern hatte sich nichts verändert.

Etwas prüfend schauten sie mich an. Wie jemand, der einen Krankenhausbesuch macht, um zu erkennen, wie es dem Freund im Bett geht. Mir ging es zwar nicht blendend, doch ich wollte mich nicht beschweren, und der leichte Schwindel war zu ertragen.

Es war eine andere Welt, die uns umfing. Eine Welt, die ich nicht richtig sah, sondern zunächst einmal roch.

Es gibt die unterschiedlichsten Gerüche, über die ich mich hier nicht auslassen möchte, aber der Geruch, der mich umgab, war irgendwie anders als der den ich gewohnt war. Er roch so muffig, so feucht und alt zugleich, und ich hörte auch ein gedämpftes Plätschern.

Mit leicht traumatisch anmutenden Bewegungen wischte ich durch meine Augen, öffnete weit den Mund und atmete diese alte Luft tief ein.

Erst dann sah ich das Licht.

Es strahlte, es war vorhanden, aber ich entdeckte keine Lampen, die den Schein abgegeben hätten.

Das Licht mußte aus gewissen Öffnungen dringen, die jemand in die kompakte Masse der Wände hineingeschlagen hatte.

Ich schaute mich um.

Rob und Jolanda ließen mich dabei in Ruhe. Sie traten sogar zur Seite, damit ich die ersten Schritte gehen konnte. Der Boden unter meinen Füßen war hart. Felsiges Gestein, ziemlich uneben, aber nicht kantig, sondern glatt.

Nach den ersten Schritten verschwand auch die Weichheit aus meinen Knien. Ich erinnerte mich an das gedämpft klingende Plätschern und suchte nach dem Wasser in der Nähe.

Zunächst einmal fiel mein Blick gegen die Decke. Sie wölbte sich wie ein Spitzbogen über unseren Köpfen, und auch an ihr strahlten die Reflexe der Lichter, so daß wir auf keinen Fall in der Dunkelheit standen. Dafür etwas erhöht, denn der unebene Fels unter meinen Füßen bildete so etwas wie eine Plattform.

An einer Seite schloß sie mit der Wand ab, zumindest sah ich kein Durchkommen, an der anderen Seite jedoch begann ein Tunnel, ein Schacht, der mit Wasser gefüllt war. Es sah aus wie eine trübe, braungrüne Brühe, wie Schlamm, warf kaum Wellen, und ich war nicht in der Lage, die Tiefe festzustellen.

Dafür fiel mir auf, daß die Decke des Tunnels ebenfalls spitzbogenförmig zulief. Der Vergleich mit einem schmalen Gang in einem Kloster kam mir in den Sinn, doch dort hatten mich die beiden sicherlich nicht hingeschafft.

Wohin dann? Es war ihre Welt, ihre Dimension möglicherweise, denn nichts war eigentlich sicher in diesem Fall, und auf nichts konnte ich mich verlassen.

Jolanda und Rob ließen mich in Ruhe. Erst als ich mich ihrer Meinung nach lange genug umgesehen hatte, sprach mich der Einäugige an. »Was denkst du jetzt?«

»Nicht viel. Ich stehe im Nebel.«

Er nickte nur.

Allmählich ärgerte mich das Verhalten der beiden. Ich kam damit nicht zurecht und wollte es auch nicht. Ich war keine Puppe, die an irgendwelchen Bändern hing. Gleichzeitig mußte ich zugeben, daß ich mich vor der Reise nicht gewehrt hatte und deshalb die Konsequenzen tragen mußte. Es hatte überhaupt keinen Sinn, über die Umgebung nachzudenken, aber ich merkte genau, als ich am Rande der Plattform stehenblieb und auf die trübe Brühe schaute, daß irgend etwas nicht stimmte.

Daß sich hier etwas breitgemacht hatte, mit dem ich nicht zurechtkam, obwohl ich genau wußte, was sich dahinter versteckte.

Das Grauen.

Eine unheimliche Kraft, genau diese Kraft, gegen die ich immer gekämpft hatte - das Böse.

Es lauerte unter der grünbraunen Oberfläche, die an manchen Stellen heller schimmerte, weil sie von einigen Lichtreflexen getroffen wurde.

Meine Aussichten sahen ebenso trübe aus wie das Wasser. Wenn ich richtig geschaut hatte, gab es nur einen Ausweg. Den nach vorn und den Gang oder das Schwimmen durch diese trübe Brühe, denn hinter mir befand sich die Wand.

Ich drehte mich um.

Jolanda und Rob hatten sich nicht von der Stelle gerührt. Sie starrten mich nur an, in ihren hellen Augen bewegten sich schimmernde Reflexe, und die Lippen waren in die Breite gezogen. Die Haut spannte sich dabei scharf über ihren Wangenknochen, und ich deutete auf die Brühe hinter mir. »Ich denke mir, daß dies bald mein Weg sein wird. Oder irre ich mich?«

»Nein.«

»Und wo führt er hin?«

»Es gibt immer ein Ziel«, erwiderte Rob Exxon. »Darüber wollen wir nicht reden.«

»Worüber dann?«

»Du wirst es sehen.«

Ich hob die Schultern. »Das heißt, mir bleibt der Weg durch den Kanal nicht erspart.«

»Ja.«

»Wie tief ist er?«

»Du wirst gehen können«, sagte Rob.

Die Antworten waren zwar klar, sie gefielen mir trotzdem nicht, da sie sich nur auf mich bezogen hatten, denn Rob und Jolanda waren beide außen vor geblieben. Deshalb war die nächste Frage eine zwangsläufige Folge. »Was ist mit euch?«

»Wir bleiben hier.«

»Ihr geht nicht mit?«

»Nein!«

Ich wußte, daß es keinen Sinn hatte, sie weiterhin zu fragen. Sie hatten sich für eine bestimmte Sache entschlossen, und sie waren auch diejenigen, die hier das Sagen hatten, sie hatten mich schließlich aus meiner Welt in die ihre geholt, von der ich nicht mal wußte, wo sie sich befand.

Ich starrte auf die Oberfläche. In diesem Moment hätte ich mir Röntgenaugen gewünscht, um erkennen zu können, was mich in dieser widerlichen Brühe erwartete. Aber es war nichts zu erkennen, totes, dickes, sumpfiges, mehliges Wasser, mehr Schlamm.

»Geh hinein!« Robs Stimme klang lauter, er war dicht hinter mich getreten, ich spürte seine Nähe und auch den Druck in meinem Rücken. Wahrscheinlich hatte er mich mit seiner Waffe berührt.

»Ich sehe noch immer keinen Sinn.«

»Du wirst ihn erkennen.«

»Okay, ihr sitzt am längeren Hebel.« Der Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich mich bückte. Dabei schaute ich kurz nach oben. Lichtfunken tanzten über die Tunneldecke und vereinten sich zu einem weichen, fließend gelben Schein.

Da ich mich gebückt hatte und Rob Exxon noch immer in meiner Nähe stand, kam er mir vor wie ein Riese, der auf den Zwerg hinabschaut. »Damit es dich beruhigt, wir werden dir folgen…«

»Wie nett.«

Dann stieg ich in die Brühe…

***

Suko wußte nicht, wie spät es war, als er erwachte. Es mußte nach Mitternacht sein, aber nachdem er die Augen aufgeschlagen hatte, vergaß er einfach, auf die Uhr zu schauen, und er versuchte, sich all das wieder in die Erinnerung zurückzuholen, was irgendwann mit einem Schlag ausgelöscht worden war.

Ausgelöscht?

Hatte ihn jemand geschlagen? Wie war das überhaupt gewesen? Suko hob mit einer sehr mühsamen Bewegung den Kopf, er verzerrte dabei den Mund, holte zischend Luft, stöhnte und preßte zuerst seine Hände von zwei Seiten her gegen die Stirn.

Es waren keine direkten Schmerzen, die durch seinen Kopf rasten. Es

war einfach ein anderes Gefühl, ein Druck, der aus der Kehle und den Ohren kam, ein großes Betätigungsfeld fand und selbst an seinen Haaransätzen nagte.

Suko tastete sich ab.

Da war keine Beule zu spüren, kein Riß in der Haut, kein Blut, das geronnen war, einfach gar nichts.

Und trotzdem hatte es ihn umgehauen, war er bewußtlos geworden.

Der Inspektor stand auf.

Er ärgerte sich selbst darüber, daß er ein wenig schwankte, als hätte jemand eine Hand in seinen Rücken gedrückt. Aber er fiel nicht über den schmalen Tisch, blieb davor stehen, holte tief Luft und fand den Geruch verändert.

Er kam ihm fremd und extrem vor. Diese Wohnung roch sonst anders. Mal etwas muffig, wenn der Mieter auf Reisen war, mal nach Mensch, mal nach dem Rauch einer Zigarette, das alles fügte sich nahtlos zusammen, aber nicht dieser Geruch, der seit kurzem in seine Nase wehte.

Er war fremd, er war unpassend. Er war wie ein scharfes Gewürz, das vom festen in den gasförmigen Zustand übergegangen war. Und Suko wußte, daß es die geheimnisvollen Besucher gewesen sein mußten, die den Geruch hinterlassen hatten.

Zwei hatten ihn besucht.

Er hatte sie nicht genau gesehen, nur ihre Schatten, denn sie waren blitzschnell herangehuscht. Beinahe wie Projektionen ihrer selbst, und sie hatten Suko überfallen.

Das Licht war plötzlich verloschen, er war in das tiefe Tal gefallen, aus dem er erst jetzt zurückgekehrt war.

Suko stand da und starrte vor sich hin. Er war in einer fremden Wohnung, obwohl er den Mieter als seinen besten Freund bezeichnete. Als er sich am Tisch vorbeischob und sich durch die Wohnung bewegte, da kam es ihm vor, als wären die Wände nicht mehr so starr, sondern leicht verschoben.

Sie zitterten leicht, sie bewegten sich, und sie erinnerten ihn manchmal an einen Vorhang, der an verschiedenen Stellen Falten warf, als sollte dort hineingegriffen werden.

Suko hielt sich am Türrahmen fest und schaute in den kleinen Flur. Erst jetzt erinnerte er sich wieder an seinen Freund John. Er hatte im Schlafzimmer gelegen und auf die beiden unheimlichen Besucher warten wollen. Suko hoffte natürlich, daß er seinen Freund dort noch finden würde, aber er hoffte vergeblich, denn John war nicht zu sehen. Ein leeres Bett, noch mit einem zerdrückten Kopfkissen, das war alles, was er zu sehen bekam. Von John Sinclair keine Spur.

Es dauerte wiederum eine Weile, bis Suko zu der Erkenntnis kam, daß man John entführt hatte.

Wohin? Darüber konnte er nur lachen, denn es gab keine Antwort.
Die Möglichkeiten waren einfach zu vielfältig. Bis ans Ende der Welt hätte man ihn schleppen können, aber daran wollte Suko doch nicht glauben. Er dachte vielmehr an fremde Dimensionen, an andere Reiche, in denen Gestalten lebten, die nicht gerade zu ihren Freunden zählten. Seine Schritte waren schwer, als er sich wieder umdrehte und zurück ins Wohnzimmer ging.
Neben dem Telefon ließ er sich in einen Sessel fallen. Er hob den Hörer an und wählte eine Nummer, die er sehr gut kannte. Es war seine eigene.
Shao hatte noch nicht geschlafen. Sie meldete sich sofort und wollte wissen, was geschehen war.
»John ist weg«, sagte Suko mit müder Stimme.
»Wie?«
»Man hat ihn geholt.«
»Und du? Was ist mit dir?«
»Na ja, ich bin noch da und…«
Shao unterbrach ihn. »Weißt du eigentlich, wie deine Stimme klingt?«
»Ich kann es mir denken.«
»Gut, was willst du tun?«
»Ich warte hier auf ihn. Zumindest bis zum Morgengrauen.«
»Okay, aber nicht allein, denn ich komme rüber.«
»Eine gute Idee, Shao.« Schwer atmete Suko aus und lehnte sich dann zurück.

***

Als Rechtshänder tauchte ich auch zuerst mit dem rechten Fuß in die braune Brühe, die mein Bein sofort bis zum Gelenk hin umspannte.
Ich mußte mich auf die Angaben der beiden verlassen, was die Tiefe anging, hatte aber trotzdem großes Herzklopfen, als ich das Bein ausstreckte und die Stütze für meinen Fuß suchte.
Noch fand ich sie nicht.
Ich stemmte mich rechts und links des Körpers mit beiden Händen ab, dann ließ ich einfach los und wurde verschluckt.
Nicht ganz.
Die Tiefe stimmte, denn auf einmal war der Widerstand da, wenn auch sehr weich, denn der Grund dieses Kanals mußte mit einer dicken Schlammschicht bedeckt sein, die mir bald bis zu den Waden reichte.
Da stand ich nun, wußte nicht, was geschah und drehte den Kopf zur Seite.
Feuchte Wände, in deren Poren Licht schimmerte, das irgendwie verängstigt aus den Spalten hervorzulugen schien. Das Wasser selbst

reichte mir bis zu den Oberschenkeln, und es würde nicht leicht sein für mich, den Tunnel zu durchqueren.

Jemand tippte mir auf die rechte Schulter. Ich drehte den Kopf und schaute in das Gesicht des Einäugigen. »Du wirst durch den Tunnel gehen, Schritt für Schritt, und du wirst dich durch nichts aufhalten lassen.«

»Kann mich denn jemand aufhalten?«

»Geh!«

Diese letzte Wort hatte sich so angehört, als wollte Rob Exxon nichts hinzufügen. Für ihn war die Sache erledigt, und für mich würde dies auch zutreffen Also schritt ich vor.

Ich hatte die Arme ausgebreitet, was mir die Ausmaße des Tunnels gerade noch gestatteten.

Es war schwer, sich voranzubewegen. Der träge Schlamm auf dem Grund schien die Füße festhalten zu wollen. Ich mußte sie jedesmal loszerren, wühlte die Masse dabei auch auf, die dann in Wolken an die Oberfläche stieg.

Nach dem vierten, fünften Schritt ließ die Spannung etwas nach. Ich war nicht angegriffen worden, aber noch immer drängten sich die Befürchtungen in mein Bewußtsein, daß aus der Tiefe oder aus den Teilen der nicht sichtbaren Wände plötzlich eine Gefahr entstieg, der ich nichts entgegenzusetzen hatte.

Nein, das geschah nicht. Und so wanderte ich weiter mühsam durch den Schlamm. Ein einsamer Mensch in einem Tunnel, der irgendwo im Nirgendwo lag.

Die sumpfige Flüssigkeit war schwer. Sie wurde durch mich bewegt, sie klatschte gegen mich, sie schaukelte, sie behielt ihre Farbe bei, wurde weder dunkler noch heller, und noch immer wühlte ich sie nicht mit den Händen auf.

Es war ein schwerer Gang, anstrengend und ermüdend. Je länger ich marschierte, um so mehr wunderte ich mich, daß nichts passierte. Ich kam mir vor wie ein Versuchskaninchen, daß eben auf diese eine Strecke geschickt worden war. Ich interessierte mich auch nicht mehr für das, was in meiner unmittelbaren Nähe zu sehen war, sondern schaute nach vorn, weil ich einfach davon ausging, daß dieser Tunnel mit der Spitzbogendecke irgendwann einmal ein Ende haben mußte. Die Luft war nach wie vor schlecht. Sie war feuchtkalt und roch nach Abfall und Fäulnis.

Ich sah noch immer keinen Sinn in meiner Wanderei durch diesen stinkenden Schlammfluß, und ich konnte auch vor mir kein Ende des Tunnels erkennen.

Er führte weiter, hinein in die Tiefe. Mich rief jemand.

»John Sinclair…« hallte es durch den Tunnel.

Ich drehte mich um.

Rob Exxon hatte mich gerufen. Die Plattform war ziemlich weit von mir entfernt, ich mußte schon genau hinschauen, um Rob und Jolanda auszumachen.

»Was ist?«

»Du bist weit genug gegangen. Bleib dort stehen, wo du bist.« Seine Worte waren schwer zu verstehen, weil das eine immer das andere einzuholen versuchte.

Ich hob die Arme und nickte zugleich. Ein Zeichen, daß ich begriffen hatte.

Wenig später kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Beide kletterten in den Fluß.

Zuerst Rob, dann sprang Jolanda hinein, die mit dem Kopf schüttelte und die Schultern anhob, weil sie ihren Umhang richten wollte. Ihre Zöpfe flatterten dabei. Sie peitschten mal gegen das Gesicht oder landeten im Nacken.

Wenn ich das Geschehen hier mit einer Oper verglich, so hatte ich mit der Ouvertüre begonnen. Das eigentliche Drama aber würde noch folgen, denn irgend etwas mußte ja passieren.

Sie blieben dicht nebeneinander. Rob Exxon ging vor, Jolanda blieb einen Schritt hinter ihm, als wollte sie ihm den Rücken decken, und die Spitze ihrer Waffe schwebte dicht über der Oberfläche.

Ich erinnerte mich daran, beim Betreten dieses Kanals sehr wachsam gewesen zu sein. Nur hielt meine Wachsamkeit den Vergleich zu der anderen nicht aus.

Beide machten mir den Eindruck, als warteten sie nur darauf, daß irgendwelche Feinde erschienen, denn sie wirkten irgendwie sprungbereit, und sie hielten ihre gefährlichen Waffen so, daß sie jeden Augenblick auf einen Gegner einstechen konnten, der urplötzlich aus der schlammigen Tiefe erschien.

Mir hatte man nichts getan.

Warum sollte es bei ihnen anders sein? Es war nur ein Gedanke. Möglicherweise standen die beiden in einer Verbindung zu den Geheimnissen, die der Kanal noch für sich behalten hatte.

Sie kamen näher.

Rob Exxon schaute nach rechts, Jolanda nach links. Dabei blickten sie kaum auf die Oberfläche. Ihr Interesse galt mehr, den düsteren und feuchten Wänden, wo auch die Lichtpunkte die gesamte Dunkelheit nicht vertreiben konnten.

Ihre Schritte und Bewegungen waren ebenso schwer wie die meinen. Auch sie hatten mit der Tücke des Objekts zu kämpfen - und mit einer völlig anderen.

Etwas zuckte an Exxons Seite aus der Wand. Ein Schatten nicht mehr. Und er war ebenso rasch verschwunden, wie er aufgetaucht war. Ich hatte ihn nicht erkennen können, aber der Einäugige hatte ihn trotz

seiner Behinderung gesehen und bewegte ruckartig seine Waffe in diese Richtung.
Er schlug zu und traf nicht.
Der Schatten - oder was immer es war - hatte sich ebenso schnell wieder zurückgezogen.
Jolanda und Rob waren stehengeblieben. Sie hatten Kampfhaltung eingenommen und sich in verschiedene Richtungen gedreht, standen aber Rücken an Rücken, als wollten sie sich gegenseitig Schutz geben.
Es hatte sich etwas verändert, was nicht nur mit dem schnell auftauchenden Schatten zu erklären war. Ich bemerkte, daß diese dicke Flüssigkeit, in der ich bis zu den Oberschenkeln stand, unruhiger geworden war. Als Brodeln konnte ich es nicht bezeichnen, es war mehr eine Unruhe, die durch den Schlamm trieb.
Ich wartete.
Auch Jolanda und der Einäugige rührten sich nicht. Im Gegensatz zu mir wußten sie wahrscheinlich, was auf sie zukommen würde. Rob hatte seine Arme erhoben und auch seine Waffe. Er war bereit, sofort zuzuschlagen, wenn die Gefahr aus der trüben Brühe erschien.
Jolanda hatte sich ebenfalls voll und ganz auf den Kampf eingestellt. Ihre kurze Lanze deutete mit der Spitze schräg auf die grünbraune Oberfläche, die wieder still lag.
Ruhe vor dem Angriff.
Auf einmal waren sie da.
Schwere Wellen rollten gegen mich, und mir kam es so vor, als wollten sie mich dabei aus den Schuhen heben. Durch den zähen Schlamm am Grund geriet ich ins Schwanken oder Trudeln, aber meine Aufmerksamkeit wurde von anderen Dingen eingenommen.
Hände erschienen.
Nein, keine menschlichen Hände. Große, dunkle, widerlich aussehende Krallen mit graugrüner, straffer Haut. Ich sah auch Gelenke und Unterarme, mehr aber nicht, denn der Körper steckte noch in den beiden Wänden. Es wurden immer mehr, und die griffbereiten Hände wanderten auf mich zu.
Es sah wirklich so aus, als würden der Reihe nach verschiedene Klappen in der Wand geöffnet.
Endlich konnten sie ihr Geheimnis preisgeben. Die Anzahl der Klauen wuchs rasch, und sie blieben nicht starr, denn die Finger schnappten immer wieder zu, ohne allerdings bisher ein Ziel gefunden zu haben.
Selbst Jolanda und Rob wurden nicht angegriffen. Die Klauen ragten einfach nicht weit genug hervor, um sie fassen zu können.
Aber auf mich wanderten sie zu.
Es wurden immer mehr, und ich suchte vergeblich nach einem Ausweg. Es hatte keinen Sinn, wenn ich zurückging, sie würden mich bald eingeholt haben, deshalb blieb ich stehen, beschäftigte mich aber

gleichzeitig mit den Gründen für dieses Geschehen, das überhaupt nicht in mein bisheriges Bild des Falles passen wollte.

Ich drehte den Kopf nach rechts.

Aus der Wand und genau in meiner Höhe stieß die Hand hervor. Zuerst als Faust. Kaum hatte sie ihr Versteck verlassen, bildete sich daraus die Klaue, und an der linken Seite erlebte ich das gleiche Phänomen. Ich stand da, war in die Zange genommen worden und schaute auf die zuckenden Krallen, die zwar nach mir schnappten, aber immer ins Leere griffen.

Ich drehte mich um.

Hände, wohin ich schaute.

Rechts und links waren sie aus dem Fels gestoßen. Sie alle sahen irgendwie gleich aus, obwohl sie eine unterschiedliche Größe aufwiesen. Möglicherweise wechselten sich da Frauen- mit Männerhänden ab. Genau konnte ich es nicht sagen.

Wem gehörten die Hände? Wie sahen die Arme, die Körper dieser Wesen aus, die sich in den Wänden versteckt hielten? Ebenfalls so braungrün und widerlich naß?

Was war unter der Oberfläche?

Ein kalter Schauer erwischte mich, als ich mich damit beschäftigte. Wenn sie dort auch erschienen waren und zugriffen dann sanken meine Chancen auf Null.

»John Sinclair!« rief Rob Exxon.

»Ich bin in Ordnung!«

Er lachte, und sein Lachen hallte durch den Tunnel, als wollte es die Wände aufreißen. »Du hast sie jetzt gesehen, deine Feinde. Nimm sie hin, denke daran, daß sie eine Tatsache sind. Du kannst sie anfassen, wenn du willst. Du bildest sie dir nicht ein, denn es gibt diese alte Gracht ebenso, wie es uns gibt.«

Was hatte er gesagt? Gracht? Klar, verhört hatte ich mich nicht. Und ich wußte auch, wo ich diese Grachten fand. Eine Stadt in den Niederlanden war dafür berühmt - Amsterdam!

Im Moment begriff ich nichts mehr. Wenn das stimmte, dann war ich nicht in eine fremde Dimension oder Welt entführt worden, sondern in einen Tunnel, in eine Gracht in Amsterdam.

»Aber warum?« rief ich. »Was ist…?«

»Der alte Fluch, John. Das Erbe. Uralt. Der alte Kampf, wir stehen allein, wir…«

In diesem Augenblick griffen die Hände zu. Sie streckten sich und bewegten sich dabei ruckartig nach vorn, um mit ihren Klauenfingern den Einäugigen und Jolanda packen zu können.

Beide schrieen auf.

Es war ein Kampfgeschrei, der aus ihren Mündern drang, und ich erlebte sie zum erstenmal in Aktion. Sie zeigten mir, wie sie ihre

Waffen handhabten, mit der deformierten Axt und mit der anderen Waffe hackten sie gegen die greifenden Hände. Sie schlugen sie ab, sie schauten zu, wie die Finger in den Schlamm fielen und darin versanken.

Ich hörte das Klatschen, wenn die Waffen trafen. Es floß kein Blut, aber das eigentliche Phänomen war nicht die Zerstörung der Hände. Hinter dem Rücken der beiden Kämpfer wuchsen neue Klauen, die allerdings ins Leere griffen.

Ich tat gar nichts, denn ich hatte begriffen, daß ich hier eine Demonstration erleben sollte. Beide wollten mir klarmachen, mit welchen Gegnern sie zu kämpfen hatten, und sie blieben dabei. Schlagend und sich immer wieder anfeuernd machten Jolanda und Rob ihren Weg. Die Distanz zwischen uns schmolz, nur wurden die Klauen nicht weniger, und sie wuchsen nach.

Die Wände waren starr gewesen. Zwar fielen sie auch jetzt nicht zusammen, doch ich hatte mehr und mehr das Gefühl, als wären sie nicht mehr so wie zuvor.

Sie waren weicher geworden, sie lebten, aus ihnen strömte etwas nach draußen.

Ein Pestatem…

Vor mir blieben die beiden stehen.

Sie hatten die Hände zerschlagen, aber sie hatten das Nachwachsen nicht stoppen können. Beide sahen leicht erschöpft aus. Sie waren auch über und über mit Schlamm bedeckt.

Ich war verschont geblieben und konnte mir den Grund nicht erklären. Beide nickten mir zu. Jolanda wischte den Dreck aus ihrem Gesicht, selbst ihre Zöpfe sahen verschmiert aus. »Es wird immer so bleiben«, sagte sie zu mir, »wenn nichts geschieht.«

»Was soll denn geschehen?«

»Durch dich wird etwas geschehen müssen.«

»Durch mich? Gib mir deine Waffe, dann werde ich das gleiche tun wie ihr. Mehr kann ich nicht.«

»Doch, du wirst mehr können, denn der Vorhang ist aufgerissen worden. Das Grauen hat seine Gracht verlassen und ist durch das Tor in die normale Welt gelangt. Dort wird es sich ausbreiten. Schon sehr bald werden die Hände nicht mehr hier in diesem Tunnel der hungrigen Leichen sein, sondern in den Grachten schwimmen, sie überschwemmen, um an all die Menschen heranzukommen, die ahnungslos in ihren Booten sitzen. Wir können sie nicht völlig zurückschlagen, du aber wirst es schaffen.«

»Das habe ich gesehen«, erwiderte ich sarkastisch. »Nichts, aber auch gar nichts ist mir gelungen.«

»Nicht hier.«

»Wieso nicht?«

»Wir schwimmen nicht in deiner Welt, auch wenn es so aussehen mag. Noch befinden wir uns in einem Zwischenreich, aber wie ich schon sagte, das Tor steht offen. Und die hungrigen Leichen sind bereit, ihre Gracht zu verlassen.«

»Ihr habt mich dazu auserwählt, um sie zu stoppen, wie?«

»Das haben wir.«

»Ich habe nichts getan, und ich weiß auch nicht, wie ich sie stoppen oder vernichten soll. Oder wollt ihr mir eure Waffen überlassen?«

»Es hätte keinen Sinn.«

»Warum nicht?«

»Weil es andere Waffen gibt, und weil der Kampf nicht in dieser Welt ausgefochten wird, sondern in der normalen, in deiner. Wir haben dir nur gezeigt, wo du hinmußt.«

»Es ist Amsterdam, nicht?«

Jolanda nickte.

Ich sprach sie auch an. »Und werde ich, wenn ich also ›richtig‹ hier ankomme, auf euch treffen?«

Ich mußte über meine Formulierung selbst lächeln.

»Wir sind da und auch nicht da«, erwiderte sie ausweichend.

»Und wer seit ihr wirklich?«

»Bewacher, Hüter oder Bewahrer. Du kannst es dir aussuchen, Vielleicht wirst du irgendwann vor der Lösung des Rätsels stehen. Bis dahin wird Zeit vergehen, die du nutzen solltest. Wir haben dich geholt, damit du weißt, was auf dich zukommt. Diese Gracht ist nur ein Teil von ihm.«

»Von wem redest du?«

»Von einem uralten Fluch.«

»Hat der Fluch Gestalt?«

Sie lächelte wage. »Komm wieder und finde es heraus, nicht alle Flüche bestehen aus Worten…«

Ich spürte die Kälte, wollte gerade eine Frage stellen, doch dazu kam ich nicht mehr, denn alles wurde anders.

Nicht daß sich die Welt drehte, sie trat nur zurück. Da war plötzlich eine dichte Schwärze, die alles aufsaugte und natürlich nicht an mir vorbeiging.

Dann war ich weg.

Einfach so…

***

»Der Herr Geisterjäger ist wieder da und riecht nicht eben nach einem Deo von Chanel.«

Die Stimme erreichte meine Ohren. Sie klang so unheimlich weit entfernt, und dennoch kam sie mir bekannt vor. Ich gab auch eine Antwort, aber ich wußte selbst nicht, was ich sagte, und ich hörte, wie

die Männerstimme mit einer Frau redete.
Dann schlug ich die Augen auf.
Ich schaute ins Licht, zwinkerte, sah Beine in meiner Nähe und auch zwei Paar Schuhe. Hände reckten sich mir entgegen, Gesichter erschienen, einmal das meines Freundes Suko, und zum anderen schaute mich Shao sehr besorgt an.
»Hi«, murmelte ich.
»Auf einmal warst du da, John«, sagte sie. »Du… nein, es kam uns vor, als wärst du vom Himmel gefallen und hättest jede über uns liegende Etage des Hauses wie ein Geist durchdrungen.«
Mein Mund zeigte ein schiefes Grinsen. »So ähnlich muß es mir auch ergangen sein.«
»Kannst du hochkommen?«
Ich konnte, auch wenn ich die Hilfe meiner beiden Freunde in Anspruch nehmen mußte und dann relativ wacklig zwischen ihnen stand, an mir herabschaute und einen Geruch empfing, der zuvor schon Shao und Suko gestört hatte.
Mich störte er auch, denn ich roch nicht nur, ich stank nach fauligem Wasser und alten Abfällen.
Die Hosenbeine klebten vor Dreck.
»Wie war denn dein Spaziergang?« fragte Suko.
»Spaziergang ist gut.«
»Hast du eine Schlammschlacht hinter dir?«
»So ähnlich.« Ich löste mich von meinen Freunden und ging in Richtung Bad. »Wartet hier, ich möchte da einiges loswerden und mich kurz abduschen.«
»Okay.«
Noch einmal drehte ich mich um. Dabei schielte ich auf die Uhr. Es war spät geworden, aber nicht zu spät, denn die Tageswende lag erst knapp neun Minuten zurück. Was in diesen letzten Minuten geschehen war, darüber wollte ich im Bad nachdenken, und die beiden Freunde sahen mir auch an, daß ich allein sein mußte.
»Wir werden warten«, sagte Suko. »Soll ich dir schon einen Whisky einschenken?«
»Wieso…?«
»Ich denke mal, daß wir bald unsere Sachen packen und eine Reise nach Amsterdam unternehmen. Und dort trinkt man doch Genever.«
Suko sagte nichts. Shao enthielt sich ebenfalls eines Kommentars, aber beide schauten mich an, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. »Später mehr«, sagte ich.
Ich war froh, die Jeans ausziehen zu können. Auf der anderen Seite bewies mir gerade dieses Kleidungsstück, daß ich nicht geträumt hatte. Ich war in dieser verdammten Gracht oder dem Tunnel der hungrigen Leichen gewesen und ich hatte zwei Gestalten erlebt, die

Rob und Jolanda hießen, von denen ich aber nicht wußte, ob sie normale Menschen waren oder als Geister nur diese außergewöhnliche Gestalt angenommen hatten. Die Rätsel waren durch meine Entführung nicht gelöst worden.

Das faulige Wasser hatte seinen Geruch auf meiner Haut hinterlassen. Da war eine Dusche das Beste. Ich beeilte mich, zog andere Klamotten an, und als ich wieder zurückkehrte, hatten es sich Shao und Suko bequem gemacht. Der Whisky stand bereit, die Flasche sogar in Reichweite.

Ich setzte mich den beiden gegenüber. Mir fiel auf, daß Suko auch etwas angeschlagen wirkte. »Du siehst auch nicht eben aus, als hättest du einen Erholungsurlaub hinter dir.«

»Ja, das stimmt.«

»Und was war?«

»Man hat mich ebenso überrascht wie dich.«

Ich genoß den ersten Schluck und fragte dann: »Redest du von Rob und Jolanda?«

»Wie bitte?«

Ich wiederholte den Namen, und Suko behauptete, die beiden nicht zu kennen.

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Du kennst sie?«

»Sicher. Sie haben dich erwischt und mich ebenfalls.«

»Nur wurde ich bewußtlos im Gegensatz zu dir, John.«

»Mich schleppte man in die Gracht oder den Kanal der hungrigen Leichen.« Ich schaute die beiden an und grinste, ohne ein Wort zu sagen.

»Ja«, sagte Suko und lächelte ebenfalls. Aber so, daß ich sah, wie wenig er mir glaubte.

Shao reagierte kaum. Sie schaute mich nur an und wartete auf eine Erklärung.

Die bekam sie, wobei Suko natürlich mithörte. Ich sagte den beiden, was ich wußte, und nach meinem Bericht war es in der Wohnung totenstill. Selbst das Atmen hatten wir eingeschränkt.

»Deshalb also Amsterdam«, murmelte Suko schließlich.

»Genau.«

»Soll ich dich jetzt fragen, John?«

»Nein, laß es lieber. Ich weiß ja, was dir auf der Seele brennt, es sind die gleichen Probleme, die auch ich habe, aber ich könnte dir keine Antwort darauf geben.«

»Dann müssen wir also hin.«

»So ist es.«

Suko hob die Schultern. »Jolanda und Rob. Zwei Namen, mit denen ich nicht zurechtkomme. Du?«

»Nein.«
»Aber sie sehen so aus, wie du sie beschrieben hast?«
»Ja.«
»Gestalten aus einer anderen Dimension.« Suko lächelte weich, als er Shao anblickte. »Bist du nicht auch mal etwas anderes gewesen, meine Liebe?«
»Das ist richtig. Nur sind mir diese beiden noch nicht begegnet. Da gab es keine Berührungspunkte, obwohl ich nicht ausschließen will, das sie ein ähnliches Schicksal haben oder hatten wie ich. Darüber solltet ihr mit ihnen sprechen, wenn ihr sie seht.«
»Machen wir.«
Lange blieben wir nicht mehr zusammen. Suko und Shao verschwanden wieder. Wir wünschten uns gegenseitig eine ruhige Nacht und einen gesunden Schlaf.
»Jetzt wird wohl nichts mehr passieren«, meinte Suko, als er meine Wohnung verließ. Er lachte leise in die Stille des Flurs hinein. »Ich bin nur gespannt, was Sir James dazu sagen wird.«
»Er wird uns kaum Steine in den Weg legen. Gute Nacht.«
Ich schloß hinter meinen Freunden die Tür und blieb noch für einige Sekunden an der Wand stehen.
Das Abenteuer war nicht vergessen, noch immer spürte ich den Geruch dieses schlammigen Wassers in der Nase.
Was ich erlebt hatte, war ein Anfang gewesen. Das dicke Ende würde noch folgen…

***

Das dicke Ende kam am anderen Morgen, denn da fühlte ich mich wie gerädert. Ich hatte nicht tief, sondern unruhig geschlafen, war immer wieder erwacht und hatte mehrmals den Eindruck gehabt, mich noch immer in diesem makabren Tunnel zu befinden, so eindrucksvoll war dieses Erleben gewesen, und auch durch meine Träume geisterten die beiden Kämpfer.
Nach der ersten Tasse Kaffee ging es mir besser. Ich aß auch eine Kleinigkeit und hatte den Tisch noch nicht abgeräumt, als Suko bereits meine Wohnung betrat.
»Wie war's?« fragte er.
Ich winkte ab. »Kein Kommentar. Den Rest der Nacht möchte ich so schnell wie möglich vergessen.«
»Ich habe schon angerufen.« Dieser »Lumpenhund« war widerlich frisch und machte einen actiongeladenen Eindruck. »Die beiden Tickets sind bestellt. Wir werden am späten Vormittag fliegen. Die Hotelzimmer habe ich ebenfalls schon reserviert.«
»Hast du denn schon gefrühstückt?«
»Das noch nicht.«

»Dann habe ich dir wenigstens etwas voraus.«
Suko grinste. »Was bist du wieder grantig!«
»Laß uns verschwinden.« Ich nahm den Koffer hoch, den ich schon gepackt hatte. Der Lift brachte uns nach unten, und von dort aus gingen wir zu Fuß bis zur U-Bahn-Station.
Glenda Perkins trafen wir in der Halle. Noch vor dem Morgengruß erkundigte ich mich, ob Sir James heute sehr früh kommen wollte.
»He, was ist denn mit dir los?« Glenda wickelte ihren Schal vom Hals weg. »Sieht aus, als hättest du die Nacht durchgemacht und bist schon richtig dienstgeil.«
»Das täuscht.«
»Ja, er wird da sein.« Wir betraten den Lift. »Was war denn in der Nacht los?« fragte Glenda.
»John hat eine kleine Reise gemacht.«
»Wie schön für ihn. Bei der Kälte?«
»Sie war nicht ganz freiwillig, diese Reise.« Auf dem Weg zum Büro bekam Glenda in Stichworten erklärt, was uns da widerfahren war, und sie konnte es kaum fassen.
Den Mantel hängte Glenda auf, drückte mir die Kanne in die Hand, ohne eine Bemerkung zu machen. Ich wußte, daß ich dran war, Wasser zu holen.
Nach meiner Rückkehr stand Suko noch immer im Vorzimmer. Er knabberte an einem Knäckebrot, das ihm Glenda gegeben hatte. Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. »Streikt Shao?«
»Überhaupt nicht. Ich wollte nichts essen und habe sie lieber in Ruhe gelassen.«
»So ist das.«
Der Kaffee lief durch, und ich betrat das Büro, wo ich mich erstmal hinsetzte. Dann griff ich zum Hörer, nur meldete sich unser Chef, Sir James, nicht.
Ausgerechnet heute ließ er sich Zeit. Sonst drückte er schon immer weit vor dem offiziellen Dienstbeginn den Sessel. Dafür lockte mich der Duft der braunen Brühe ins Vorzimmer, wo Glenda mit Suko über die Vorfälle der vergangenen Nacht sprach. Sie war jetzt eingeweiht worden und schüttelte verwundert den Kopf. »Das hast du tatsächlich alles erlebt, John?«
Ich nickte, während ich die Tasse füllte.
»Dann bin ich nur gespannt, ob euch die beiden Typen in Amsterdam über den Weg laufen.«
»Wichtig ist diese alte Gracht. Die müssen wir finden. Ich denke nicht, daß sie in einem Reiseführer steht und habe mir natürlich meine Gedanken darüber gemacht. Es kann sein, daß es ein alter Kanal gewesen ist, der irgendwann zugemauert wurde.«
»Um das Böse zu begraben?« fragte Glenda.

»So weit will ich nicht einmal gehen. Das kann ganz praktische Gründe gehabt haben. Wichtig ist, daß wir die alte Gracht finden, und vor allen Dingen die Monstren, die sich in den Wänden verborgen halten.« Mir fiel Glendas nachdenkliches Gesicht auf und auch das Stirnrunzeln. Wenn sie so schaute, dann lag etwas in der Luft. Sie setzte diesen speziellen Blick immer dann auf, wenn sie über etwas nachdachte, das ihr ziemlich spontan eingefallen war.

»Hast du was?«

»Ich nicht, John, aber Sir James.«

»Der ist noch nicht im Büro.«

Etwas unwillig schüttelte sie den Kopf. »Trotzdem, mir ist da etwas eingefallen.« Sie hatte gesessen und stand nun auf. Beinahe wäre noch Kaffee übergeschwappt. »Es war gestern nachmittag, kurz bevor ich das Büro verließ, da ist tatsächlich ein Fax aus Amsterdam hier eingetroffen.«

»Wer hat es geschickt?«

»Die Polizei.«

Suko und ich schauten uns an, dann blickten wir gemeinsam in Glendas Gesicht.

»Was staunt ihr?«

»Zufall?« fragte ich.

»Gibt es denn so viele Zufälle?« erkundigte sich mein Freund. »Das nicht.«

Ich schnippte mit den Fingern. »Das war gestern. Am Abend oder in der Nacht hatten wir den seltsamen Besuch. Man hat mich entführt, aber ich habe keine konkreten Gründe erfahren, weshalb man mich in diese Gracht geschleppt hat. Sollte es da einen Zusammenhang zwischen dem Eintreffen des Faxes und meiner Entführung geben?«

Glenda hob die Hände, weil ihr mein Blick wohl nicht gefiel. »John, ich kann dir dabei nicht zur Seite stehen. Ich weiß nämlich nicht, was in diesem Fax stand.«

»Hast du es nicht gelesen?« Ich zwinkerte ihr zu. »Ich will dir ja keine Neugierde unterstellen, aber ein Blick auf das Papier ist wohl jeder Sekretärin gestattet.«

»Ja, das schon.«

»Dann rück mal raus damit.«

»Es ging um einen Toten, mehr weiß ich auch nicht.«

»Und warum erhielten wir die Nachricht?« fragte Suko.

»Weil dieser Tote Engländer war. So weit, so schlecht. Der Rest ist dann eure Sache.«

Das stimmte. Darum mußten wir uns kümmern. Wichtig war jetzt Sir James, und ich versuchte es wieder mit einem Anruf. Diesmal hatte ich Glück, unser Chef war mittlerweile eingetroffen. Es lag auch kein anderer Termin an, außerdem hätten wir immer zu ihm kommen

können, und knapp eine Minute später saßen wir ihm gegenüber.
»Zur Sache. Worum geht es?«
»Amsterdam!« sagte ich nur.
Für einen Moment stutzte er, dann schickte er uns ein Nicken und holte aus der Ablage ein Blatt aus dünnem Papier hervor. Es war das Fax, wie er uns erklärte. Er las es uns auch vor. Aus einer Gracht war ein Mann namens Gerry Olmian geborgen worden, ein Engländer, der zudem als Undercoveragent gearbeitet hatte und sich in die Szene hatte einschmuggeln können.
Der Superintendent ließ das Fax sinken. »Ihn brachte man um, und er scheint auf eine sehr schlimme Art und Weise ums Leben gekommen zu sein.« Sir James richtete seine Augen wieder auf die Nachricht. »Hier steht, daß er regelrecht zerfetzt worden ist, wie von Krallen.«
Ich dachte sofort an die Hände, die ich in der Nacht aus der Wand hatte wachsen sehen, behielt dies aber für mich, denn Sir James wollte weitersprechen. Es hatte noch ein Kommissar von Steen angerufen, allerdings nicht hier bei uns, sondern bei den Kollegen. Das war handschriftlich auf das Fax notiert worden.
»Dann ist das wohl unser Mann«, sagte ich.
»So, Gentlemen, und nun erklären Sie mir bitte, was Sie mit Amsterdam zu tun haben.«
»Wir müssen hin, Sir«, sagte Suko. »Die Tickets habe ich schon reservieren lassen.«
Dann redeten wir, und wir wechselten uns dabei ab. Sir James hörte aufmerksam zu, machte sich hin und wieder Notizen und faßte schließlich mit einer einzigen Bemerkung das zusammen, worauf wir so sehnlichst gewartet hatten.
»Okay, fliegen Sie, und kommen Sie gesund wieder…«

***

Durch das schmale Fenster konnte Rob Exxon auf einen Hinterhof schauen, der klein war, quadratisch zudem und gemütlich wirkte, was auch an den dunkelgrün gestrichenen Sitzen lag, die den einzigen Baum, eine Platane, umgaben.
In den kalten Monaten wirkte dieser Hof relativ trostlos, was sich auch auf die Stimmung des Mannes übertragen hatte, der gemeinsam mit Jolanda Lamaire die kleine Wohnung im dritten Stock des schmalen Hauses bewohnte. Vom Küchenfenster aus fiel der Blick auf eine der zahlreichen Grachten, für die Amsterdam so berühmt war, und ihr Blick streifte auch das weltbekannte Rotlichtviertel, das völlig in die Innenstadt integriert war, und in dem vor kurzem das Hotel »The Grant« seine Pforten geöffnet hatte.
»Kommst du?«
Jolandas helle Stimme riß den Mann aus seinen Gedanken. Er drehte

sich schwerfällig um, streckte seinen Körper und machte den Eindruck eines Menschen, der noch nicht ganz wach ist. Sein rechtes Auge schmerzte, außerdem war er darauf blind. Er hätte es sich am liebsten herausgerissen und es gegen ein Glasauge getauscht. Das aber hatte er schließlich gelassen und sich für die dunkle Augenklappe entschieden, deren Existenz ihm ein piratenhaftes Aussehen gab, was ihn auch für einige Frauen interessant machte.

In der Wohnung war es warm. Deshalb trug der Mann nur ein T-Shirt zu blauen Jeans. Unter dem dünnen Stoff zeichneten sich die Muskeln ab, im kurzen, dunklen Haar schimmerten noch die Wassertropfen der morgendlichen Dusche.

Die Küche der Wohnung war ebenfalls nur winzig. An den Wänden zierte sie eine Blümchentapete, aber für zwei Personen reichte der Raum völlig aus. Jolanda hatte das Frühstück zubereitet. Der Kaffee duftete. Auf dem Tisch standen die kleinen Brötchen, Hörnchen lagen auch bereit, Konfitüre und Honig ebenfalls.

»Möchtest du auch Roastbeef, Rob?«

»Nein, danke. Heute nicht.«

»Es geht dir nicht gut, wie?«

»Dir denn?«

Sie hob die Schultern. Jolanda hatte die Haare nicht mehr zu Zöpfen geflochten. Sie trug es jetzt offen, und die blonde Mähne fiel bis auf die Schultern. Ihr Gesicht zeigte nicht den Hauch von Schminke, dafür den Reiz einer typischen nordischen Schönheit. So wie sie, stellte man sich im allgemeinen eine Wikingerfrau vor.

Auch sie hatte sich wegen der Wärme luftig angezogen. Eine Bluse, die locker, über ihre Hose fiel, dazu eine hellrote Weste, und einige Modeschmuckketten um den Hals.

Sie schenkte Kaffee ein, und Rob bedankte sich bei ihr mit einem knappen Lächeln. Erst als beide erste Schlucke und erste Bissen gegessen hatten, redeten sie wieder.

»Du hast die Nacht nicht vergessen?« fragte Jolanda.

»Wie könnte ich?« Robs Lächeln wirkte etwas verloren. »Wir waren wieder unterwegs.«

»Ja, das waren wir.« Sie nickte. »In unseren Träumen waren wir unterwegs, nicht wahr?«

Rob wußte, daß sie immer so fragte. Sie wollte sich einfach bestätigt wissen, obwohl sie wußte, daß es so nicht stimmte. Nein, es ging nicht um die Träume. Was sie in den Nächten erlebten - nicht in allen - hatte nichts mit Träumen zu tun. »Ja, wir waren unterwegs, und diesmal ist es schlimmer gewesen.«

Jolanda schaute auf den Tisch. »Ich weiß es nicht, Rob. Vielleicht hast du recht, vielleicht auch nicht, aber wir haben es ja versucht.«

»Meinst du ihn?«

»John Sinclair.«
»Er war da.«
»Er hat uns gesehen«, präzisierte Jolanda, und er wird die Botschaft auch verstanden haben. »Dieser Mann ist und darf nicht dumm sein. Er wird genau wissen, um was es geht. Wir haben ihm nicht nur angedeutet, was ihn da erwartet. Er ist gewarnt worden, er hat sich in diesem Tunnel befunden, er hat uns gesehen, und wir haben ihm auch den Hinweis auf unsere Stadt gegeben.«
Rob enthielt sich eines Kommentars. Er aß, dachte nach und schlug schließlich vor, die Augen offenzuhalten.
Jolanda schaute ihn an. »Wie meinst du das?«
»Ich möchte ihn finden.«
Sie amüsierte sich und schüttelte den Kopf. »Mein Lieber, weißt du, wie groß Amsterdam ist?«
»Und ob. Wir stammen schließlich aus dieser Stadt. Aber unmöglich ist es nicht.«
»Nein, das ist es nicht.« Jolanda strich Honig auf eine Scheibe Weißbrot. Sie legte den Kopf schief.
»Aber was wird er sagen, wenn er uns plötzlich sieht?«
Rob hob die Schultern. »Er wird sich an uns erinnern und sich darüber wundern, daß es uns auch in Wirklichkeit gibt und nicht nur in seinen Träumen. Ich hoffe, daß gerade er diesen Schock überwinden wird.«
Jolanda gab ihm durch ihr Schweigen recht. »Und warum gibt es uns zweimal?«
Er schaute über den Tisch hinweg. Sein linkes Auge zeigte einen scharfen Blick. Die Pupille sah aus, als wäre sie frisch geschliffen worden. »Das ist eben so.«
»Schicksal?«
»Ja.«
Jolanda wollte das nicht akzeptieren. »Ich glaube dir nicht, Rob, nein, ich glaube dir nicht. Es ist kein Schicksal. Es hat etwas mit uns zu tun, da bin ich mir ganz sicher. Wir sind zwei Phänomene, wir leben praktisch zwei Leben, aber sind wir einzigartig?«
»Ich weiß es nicht.«
»Wir haben uns gefunden.«
»Das stimmt.«
»Und wir lieben uns.«
Er nickte. »Das stimmt auch.«
»Und wir sind einem Mann namens John Sinclair erschienen, um ihn in der Nacht zu entführen. Warum sind wir zu ihm gekommen? Warum gerade zu ihm, Rob?«
»Das kann ich dir sagen.«
»Ich bin gespannt.«

Rob Exxon trank erst seine Tasse leer. »Weil wir daran gedacht haben, daß er eben so ist wie wir.«

Darüber mußte Jolanda erst nachdenken. Sie schaute auf die alte Uhr an der Wand. »Nein, Rob, nein, er ist nicht wie wir. Er ist einfach anders, und er ist kein Feind von uns. Er steht irgendwie auf derselben Seite, und wir haben ja zuvor nie von ihm gehört, das weißt du auch. Plötzlich ist uns der Gedanke gekommen.«

»Es war kein Gedanke, Jolanda.« Bevor sie eine Frage stellen konnte, sprach er weiter. »Es war auch keine Eingebung, es war eine plötzliche Botschaft, denn jemand hat sich mit uns in Verbindung gesetzt. Jemand, der so ist wie wir.« Sein Auge verlor den harten Glanz. Er sah aus, als würde er nach innen lauschen. »Einer, der uns gleichkommt. Jemand, der existiert, nur nicht in unserer Nähe. Eine Person, in deren Schwingungskreis wir hineingeraten sind. So sieht es doch aus und nicht anders. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein - leider.«

»Warum leider?«

»Weil ich auch keine Lösung weiß. Es ist alles festgesetzt, es ist nicht nur schlimm, auch schrecklich.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich will endlich wissen, woran ich bin. Oft genug habe ich Angst davor, ins Bett zu gehen, dann frage ich mich, was die folgende Nacht wieder bringen wird. Ich weiß von der Gefahr, du weißt es. Wir kämpfen gegen sie an, ohne sie stoppen zu können. Das Böse ist nicht verschwunden. Es hat sich bisher nur versteckt gehalten, aber in diesem alten Tunnel, der längst vergessen ist, kam es wieder zu sich. Es hat Hände, es hat Klauen, es kann sich lösen, es kann sich teilen, es kann sich vervielfältigen, und es hat schon zugeschlagen, wie du in der Zeitung lesen konntest. Sie haben eine Leiche aus der Gracht gefischt, einen toten Mann, der furchtbar ausgesehen haben muß. Ein Bild haben sie nicht veröffentlicht, es wäre sicherlich zu schrecklich gewesen. Aber ich habe den Artikel gelesen und auch zwischen den Zeilen geschaut. Die Polizei steht vor einem Rätsel. Man fragt sich, wie so etwas hatte geschehen können. Wer tut denn das? Wer ist so grausam? Wir wissen die Antwort, und wir wissen auch, daß es erst der Anfang ist. Die Grachten werden in Zukunft nicht mehr sicher sein, wenn der Tunnel seine hungrigen Leichen entläßt. Sie werden in das freie Wasser schwimmen können, um ihren Hunger zu stillen, und wir können nicht überall sein. Wir haben die Hände und Arme abgehackt, aber es hat nichts gebracht, denn wir sind nicht an die Quelle des Übels herangekommen. Wir beide, Rob, können das Böse nicht zerstören.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich überzeugt.« Jolanda nickte, griff nach ihrer Tasse und trank sie leer. »Deshalb hat man uns doch auch den Tip gegeben,

deshalb besuchten und entführten wir John Sinclair und brachten ihn in den Tunnel. Wir gaben ihm den Hinweis. Er ist nicht wie wir, er führt ein normales Leben, und er wird es in seinem normalen Leben schaffen müssen, das Grauen zu vernichten.«

»Vorausgesetzt, er kommt in die Stadt.«

»Daran glaube ich fest.«

Rob hob die Schultern. »Ich nicht so sehr. Warum sollte sich ein Engländer um unsere Probleme kümmern?«

»Er denkt nicht national, Rob, bestimmt nicht. Er wird nicht mal europäisch denken, sondern über den Tellerrand dieses Kontinents hinausschauen. Ich glaube, daß er heute noch in Amsterdam eintreffen wird, und wir müssen uns mit ihm in Verbindung setzen.«

»Wie ich dich kenne«, sagte Rob Exxon leise, »hast du dir darüber schon Gedanken gemacht.«

»Das habe ich in der Tat.«

»Und?«

»Nun ja, ich meine…«, sie lächelte. »Es gibt hier einen gewissen Kommissar van Steen. Er leitet die Untersuchung. Es stand in der Zeitung. Wer Hinweise geben kann, die den Mord betreffen, sollte sich an das Kommissariat wenden, dem van Steen vorsteht. So wird John Sinclair auch denken. Wenn wir ihn treffen wollen, dann müßten wir zur Polizei.«

Rob Exxon drückte sich auf seinem Stuhl zurück. Er legte die Stirn in Falten. »Was mir nicht gefällt. Ich möchte nicht schon jetzt meine Identität lüften.«

»Gut - ja, akzeptiert. Was hast du dir denn statt dessen ausgedacht? Daß wir nicht hier in unserer Wohnung bleiben, steht fest - oder?«

»Klar.«

»Und weiter?«

»Wir werden die Augen offenhalten. Es wird nicht zu schwer sein, herauszufinden, wo John Sinclair abgestiegen ist. Wir könnten ihn unter Beobachtung halten.«

»Okay. Und dann?«

»Werden wir mal sehen. Vielleicht schafft er es ja, das Böse anzulocken, denke ich mir.«

Jolanda war damit nicht einverstanden. »So wie du jetzt geredet hast, kenne ich dich nicht. Das ist eines Kämpfers nicht würdig, Rob. Irgendwas machen wir falsch.«

»Was denn?«

»Wir sind zu inaktiv.«

»Wie willst du denn aktiv werden? Wer wird dir denn glauben? Sei ehrlich, Jolanda.«

»Stimmt, das ist tatsächlich ein Problem.«

»Ich verlasse mich auf unseren unbekannten Informanten. Er wird

schon gewußt haben, auf welchen Weg er uns bringt.«
»Und du kennst wirklich nicht seinen Namen?«
»Nein, Jolanda.« Robs Blick wirkte träumerisch. »Er wollte ihn nicht sagen, aber ich war von ihm beeindruckt. Er war ein mächtiger Kämpfer, er geisterte durch ein Zwischenreich, er hatte breite Flügel und Waffen…« Rob schüttelte den Kopf. »Aber lassen wir das. Es war nur eine kurze Begegnung, doch sie hat mich geprägt, denn dort ist dieser Name Sinclair gefallen.«
»Wobei ich hoffe, daß wir nicht auf das falsche Pferd gesetzt haben«, erklärte Jolanda.
Rob Exxon gab darauf keine Antwort. Er stand auf und sagte nur: »Gehen wir…«

***

Kommissar Ric van Steen hatte von seinem Vorgesetzten eine Nachricht erhalten, daß zwei Kollegen aus London auf dem Weg waren. Sie wollten sich um den Toten kümmern und dem Niederländer auch bei der Aufklärung des Falles zur Seite stehen.
Van Steen war davon nicht begeistert. »Wir sollten doch mit unseren Problemen allein fertig werden können.«
»Im Prinzip schon«, hatte er zur Antwort bekommen, »aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sinclair Engländer ist und dieser Tote es auch war. Ich wage nicht, hinter die Mauern zu schauen. Wer weiß denn, was sich da noch für Abgründe auftun? Dieser Olmian war in einer geheimen Aktion bei uns. Natürlich habe ich mich geärgert, daß wir nicht eingeweiht wurden, aber was soll ich jetzt tun? Mich in den Hintern beißen? Nein, wir werden auch nicht auf stur stellen, sondern es mit Zusammenarbeit versuchen. Noch hält sich die Presse einigermaßen zurück. Der Tote war praktisch einer von vielen, die aus den Grachten gefischt werden. Aber ich weiß, und Sie wissen es auch, van Steen, daß mehr dahintersteckt. Wir haben keine Beweise, sind jedoch lange genug im Geschäft, um auf unsere Ahnungen und Gefühle zu hören.«
»Was sagen die Ihnen denn, Chef?«
»Nichts Gutes.«
»Ja, das meine ich auch.«
»Sie packen das schon. Sie haben es immer gepackt, Ric.«
»Ich hoffe.«
Worte, die dem guten Kommissar keinen Trost geben konnten. Er wußte, daß die beiden Kollegen sie wollten zu zweit in Amsterdam erscheinen - im »The Grant« gebucht hatten, einem wirklich tollen Hotel mitten in der Szene, direkt an einer Gracht gelegen, aber mit dem Wagen schwer zu erreichen.
Der Kommissar ging zu Fuß. Er brauchte diesen Marsch, denn er war

ein Mensch, der mit den Augen lebte. Er wollte sehen, er wollte schauen, er mußte einfach die Eindrücke einsammeln, die ihn umgaben. Er mußte die Menschen sehen, die hier lebten. Die Dealer, die Fixer, die normalen Bewohner, die Geschäftsleute, die Huren und Stricher, sie alle hatten eine Berechtigung, und sie alle lebten in dieser Stadt, an deren Liberalität so mancher verzweifelte, aber nicht der Kommissar. Er verzweifelte eher an den Verbrechen. Immer wieder hatte van Steen über den Killer nachgedacht und sich auch gefragt, ob es nur einer gewesen war.

Bei seinem Fußmarsch durch die feuchte Kälte schaute er mehr in die Grachten, als auf seine eigenen Füße. Ihm kam ständig die Vorstellung in den Sinn, im schmutzigbraunen Wasser eine Leiche schwimmen zu sehen.

Das passierte nicht. Van Steen konnte seinen Weg fortsetzen, und da er noch Zeit hatte, wollte er Eric und seinen Freunden auf dem Hausboot einen Besuch abstatten.

Die Straße daneben war zugeparkt. Die Mitarbeiter einer Firma waren dabei, rote Glühlampen hinter einem Fenster auszuwechseln. In diesen Räumen saßen die Mädchen und warteten auf Kunden. Die Männer konnten sie im Schaufenster betrachten und sich überlegen, ob sie hineingingen oder nicht.

Da mehrere Fenster mit dieser neuen Beleuchtung geschmückt würden, dauerte die Arbeit sicherlich bis zum Mittag.

Kein Mädchen hockte hinter dem Glas. Eine von ihnen stand auf der Straße und schaute zu. Sie hatte sich einen billigen weißen Fellmantel übergestreift, der beinahe bis zum Boden reichte. Sie rauchte eine filterlose Zigarette, sah im Gesicht ziemlich verfroren aus und drehte sich um, als sie hinter sich das Räuspern hörte.

»Hi - Fanny.« Van Steen kannte die Blonde, die eigentlich aus Belgien stammte, hier in Amsterdam aber »Arbeit« gefunden hatte. Fanny war knapp Dreißig, sie kannte das Leben und sah es als ein knallhartes Geschäft an. Sie gehörte zu den wenigen Huren, die ihr Geld sparten, zudem hing sie nicht an der Nadel, und irgendwann würde sie in Antwerpen, ihrer Heimatstadt ein Lokal eröffnen, zu dessen Einweihung der Kommissar bereits eingeladen worden war.

»Ach, du bist es.« Fanny verzog ihren grellrot geschminkten Mund zu einem Lächeln. »Wenn ich noch lange hier stehe, friere ich fest.«

»Deine Haut ist schon weiß.«

»Hör auf, das liegt am fehlenden Schlaf.«

»Heiße Nacht gehabt?«

»Es geht.« Sie schaute van Steen von oben bis unten an. »Und was treibt dich zu dieser frühen Stunde her?«

Er hob die Schultern. »Der Job.«

Fanny mußte so grell lachen, daß die Arbeiter aufmerksam wurden

und sich die Frau schnell bei van Steen entschuldigte. »Das sieht mir eher nach einem Spaziergang aus.«
»Ist es nicht.«
Sie wurde ernst, trat den Zigarettenstummel aus und nickte van Steen zu. »Ich glaube es dir. Ein paar Schritte von hier ist ja der Tote angetrieben worden.«
»Sehr richtig.«
»Und du suchst den Mörder?«
»Auch das ist wahr.«
Fanny schauderte zusammen. »Stimmt es denn, was ich in den Zeitungen gelesen habe?«
»Wie meinst du das?«
Fanny schaute sich um. Es gefiel ihr nicht, daß die Arbeiter zu nahe bei ihnen standen. »Laß uns einige Schritte zur Seite gehen, hier haben alle große Ohren.«
»Wie du willst.« Sie blieben direkt am Rand der Gracht stehen, zwischen zwei parkenden Autos.
Über ihnen breitete sich das kahle Geäst eines Baums aus, als wollte es sie beschützen. »Du wolltest etwas sagen oder mich was fragen, Fanny?«
»Ja, das wollte ich.«
»Und?«
»Die Zeitungen haben über den Toten berichtet. Er… er… nun ja, er soll nicht eben angenehm ausgesehen haben.«
Van Steen blies den Atem als Wolke von sich. »Mal ehrlich, Fanny, welcher Tote sieht schon angenehm aus?«
»So meine ich das nicht, und das weißt du ganz genau.«
»Wie meinst du es denn?«
»Dieser Tote muß schrecklich gewesen sein, und das habe ich nicht nur aus der Zeitung.«
»Tatsächlich?«
»Hier in der Nähe ist es doch passiert. Nur ein paar Schritte entfernt.« Sie deutete dorthin, wo Eric und seine Freunde auf dem Hausboot lebten. »Bei uns gibt es eine gute Gemeinschaft. Man redet miteinander, verstehst du? Wir sprechen die Probleme durch, und ich habe aus erster Hand erfahren, wie der Tote aussah.«
»Hm… hm…« Van Steen nickte.
»Dann stimmt es also?«
»Er sah nicht gut aus.«
»Also nicht wie eine normale Leiche, die sonst mal aus den Grachten gefischt wird.«
»So ist es wohl.«
Fanny drängte sich dicht an den Beamten heran. »Erzähl mir mehr, van Steen, bitte.«

»Tut mir leid, Fanny, ich weiß nichts.«

Sie blickte zu ihm hoch, als wollte sie einen Kunden durch die Scheibe auffordern, in ihre Kammer zu kommen. »Du weißt mehr, Kommissar, du willst es mir nur nicht sagen. Kannst du dir nicht vorstellen, daß wir alle hier in dieser Gegend eine verfluchte Angst haben? Daß dieses Gefühl bis zur Unterkante Oberlippe steht?« Sie zeigte mit der Hand an, was sie damit meinte. »Kannst du dir das nicht vorstellen?«

»Doch, Fanny, das kann ich.«

»Dann wird es sicherlich besser sein, wenn du uns durch deine Auskünfte etwas Hoffnung gibst.«

Van Steen legte seine Stirn in Falten. Das schaffte er immer besonders gut. »Fanny, wir kennen uns einige Jahre. Wenn es ein Fall zuließ, war ich immer ehrlich zu dir, und ich bin es auch heute noch, das kann ich dir versprechen. Aber wir alle stehen vor einem Rätsel. Ich kenne mich wirklich nicht aus. Ich laufe hier durch die Gegend, weil ich nicht weiterkomme, das ist es doch. Ich muß mich erst selbst finden. Ist für einen Bullen zwar komisch, ein derartiges Geständnis zu machen, aber es entspricht den Tatsachen.«

Fanny überlegte. Sie zog die Schultern ebenso hoch wie die Nase und blickte zum anderen Ufer der Gracht. »Ich glaube dir sogar, Kommissar, ja, ich glaube dir. Aber während wir hier stehen, werden wir von zahlreichen Augen beobachtet. Meine Kolleginnen werden mich fragen, was wir miteinander beredet haben. Was soll ich denen denn erzählen?«

»Daß ich nichts weiß?«

»Die glauben mir nicht.«

»Das ist ihr Problem.«

»Aber ihr habt inzwischen sicherlich herausgefunden, wer dieser Tote überhaupt war. Erkennen konnte man ja wohl nicht viel von ihm, oder liege ich da falsch?«

»Liegst du nicht.«

»Wer war er?«

»Keiner aus der Szene. Keiner von uns.«

»Das klingt schon besser.«

Van Steen mußte lächeln. »Er war Engländer, der sich hier in der Stadt aufgehalten hat.«

»Ein Tourist also.«

»So ähnlich.«

»Aber nicht ganz.«

Van Steen grinste. »Himmel, du kannst einem Menschen ja Löcher in den Bauch fragen.«

»Klar«, erwiderte sie schnippisch, »bei meinen Kunden darf ich das ja nicht.«

»Er war im entferntesten Sinne ein Kollege von mir. Jemand, der hier ermittelt hat.«

»Nicht offiziell.«

»Richtig.«

»Sein Pech. Wahrscheinlich ist er ausgerutscht, weil es doch auf den Steinen glatt ist. Egal, aber den Killer habt ihr noch nicht. Und auch keine Spur.«

»Dabei bleibe ich.«

Fanny nickte gegen das Wasser. »Das sieht für euch und auch für uns nicht gut aus.«

»Das Gegenteil habe ich nie behauptet.«

Sie lachte etwas kratzig, um danach zu husten. »Weißt du eigentlich, daß man hier befürchtet, es mit einem Serientäter zu tun zu haben?«

»Bisher haben wir nur den einen Toten gehabt, Fanny, und wir werden den Mörder auch finden.«

»Das sagen Bullen immer.«

»Warte es ab.« Er schlug ihr auf die Schulter. »So, jetzt muß ich aber weiter.«

Fanny reagierte nicht. Sie stand stocksteif auf der Stelle und schüttelte den Kopf. Wenig später hob sie sehr langsam den Arm, streckte ihn aus und deutete mit dem rechten Zeigefinger über das Ufer hinweg auf das Wasser der Gracht. »Da ist was, Kommissar.«

»Wo?«

»Hier - im Wasser. Ungefähr in der Mitte. Ich bin doch nicht blind. Da treibt was.«

Fannys Gerede hatte van Steen neugierig gemacht. Und sie hatte sich nicht geirrt, wie er erkennen konnte, denn dicht unter der Oberfläche trieb tatsächlich ein Gegenstand dahin. Obwohl fast keine Strömung vorhanden war, bewegte er sich zügig in eine bestimmte Richtung, und das machte von Steen mehr als mißtrauisch. Also mußte sich dieser Gegenstand mit eigener Kraft fortbewegen.

Ein Schwimmer bei dieser Kälte!

Das wollte der Kommissar nicht glauben. Nein, das gab es nicht. Das mußte eine andere Ursache haben.

Da geschah es.

Bevor sich der Kommissar versah, tauchte der Körper auf. Bräunlich, sich kaum von dem Wasser abhebend, aber van Steen sah die Klaue trotzdem, die wie eine verdorrte Leichenhand für einen Moment in die Luft ragte…

***

Was ihm in den folgenden Sekunden durch den Kopf ging, wußte er nicht zu sagen. Es war einfach alles und nichts. Er kam auch zu einem Fazit und sagte sich, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging, das

lehrte ihn die Erfahrung.
Dann war die Hand wieder weg.
Einfach nach vorn gerutscht und wieder in der Brühe verschwunden. Als hätte es sie nie gegeben.
Neben ihm stöhnte Fanny auf. Van Steen merkte erst jetzt, daß sie seinen Arm in Höhe des Ellbogens mit beiden Händen fest umklammert hatte. »Ich… ich bin nicht blind, Kommissar. Verdammt noch mal, Ric, ich kann doch sehen.«
»Das kannst du!«
»Was war das?«
Van Steen wollte schon die Schultern heben, als ihm einfiel, daß die Geste eigentlich nicht zu einem Kommissar paßte. Er mußte etwas anderes tun, und zwar handeln.
»Komm mit, Fanny.«
»Wohin?«
»Du mußt mir helfen.« Mehr erklärte er ihr nicht. Er zog sie kurzerhand weiter, denn nicht weit entfernt hatte er einen Kahn entdeckt, der auch noch mit zwei Rudern bestückt war. Ein altes Boot, bei dem die Farbe längst abgeblättert war. Am Heck war eine Wasserpfütze zu einer grauen Eisfläche gefroren. Das Boot war mit einem alten Tau an einem Schutzgitter nahe des Ufers befestigt worden, und van Steen wollte, daß Fanny es löste, wenn er ins Boot gesprungen war.
Fanny hatte Angst. Sie sprach auf dem kurzen Weg immer von diesem schrecklichen Wesen, doch van Steen gab ihr keine Antwort. Er erklärte ihr nur, was sie zu tun hatte, und ohne einen Kommentar ihrerseits abzuwarten, sprang er vom Ufer her in das Boot, hatte Mühe, auf den schaukelnden Planken das Gleichgewicht zu bewahren, fiel nicht über Bord, sondern hockte sich nieder und feuerte Fanny en, das Tau endlich zu lösen.
Sie beeilte sich auch.
Die Finger waren klamm, das alte Tau hatte durch den Frost eine rissige Härte bekommen, und es gelang ihr nur mit äußerster Mühe, es vom Gestänge zu lösen.
»Viel Glück!« rief sie van Steen zu, als sie es endlich geschafft hatte.
»Danke, Fanny.« Das schwere Tau klatschte wie der Körper einer toten Schlange in das Boot, und der Kommissar hatte sich bereits vom Ufer abgestoßen und tauchte die beiden Ruder ein.
Schwerfällig bewegte sich der alte Kahn durch die braungrüne Brühe, die genau dort aufklatschte, wo van Steen die Ruderblätter eingetaucht hatte.
Viel zu lange kam es ihm vor, bis er die Mitte der Gracht erreicht hatte und wenden konnte.
Er hoffte nur, daß er schneller rudern konnte, als dieses Wesen

schwamm. Er wurde das Gefühl nicht los, den Mörder des Engländers zu verfolgen. Er hatte die Klaue nicht lange gesehen, doch diese kurze Zeit war schon genug gewesen. Wenn ihn nicht alles täuschte, waren die Finger mit langen Nägeln bestückt. Nägel wie Messer, die es mit spielerischer Leichtigkeit schafften, einem Menschen die Haut vom Körper zu reißen…

***

Suko und ich waren wirklich beeindruckt, als wir im Atriumhof des Hotels standen und unsere Blicke über die alte Fassade gleiten ließen, die perfekt renoviert worden war. Die normale Welt schien weit entfernt zu sein, dabei brauchten wir nur wenige Schritte zurückzugehen, um wieder die Normalität der Stadt zu spüren.

Um unser Gepäck hatte man sich bereits gekümmert, und so betraten wir nach dem Pagen eine wunderschöne Halle, in der die beige gestrichenen Wände, die Durchgänge mit den Rundbögen ebenso auffielen wie die Sitzgruppen aus edlen Stoffen, die runden Tische, die Gewächse, der helle, aber nicht kalte Marmor und überhaupt die gesamte Aufteilung der Lobby und Lounge, die weder kalt noch protzig wirkte, sondern einfach entspannend und anheimelnd.

Ein Hotel, in dem sich der Gast sofort wohl fühlte und freundlich begrüßt wurde.

Unsere Zimmer waren fertig, wir konnten hochfahren, und ich erkundigte mich zuerst nach einem Kommissar van Steen.

»Es tut mir leid, Sir, aber er hat sich bei uns noch nicht gemeldet.«

»Hat er eine Nachricht hinterlassen?«

»Leider nein.«

»Okay, danke.«

Auf dem Weg zum Lift hob Suko die Schultern. »Sag nicht, daß es dir gefällt, John.«

»Überhaupt nicht.«

»Hatten wir nicht eine Zeit ausgemacht?«

»Ja, so ungefähr.«

Er nickte. »Fahren wir erst mal hoch.«

Auch in der zweiten Etage erwartete uns kein kahler Hotelflur, sondern ein Gang, der mit Teppichen ausgelegt worden war. Die beigebraunen Türen waren schalldicht.

Unsere Zimmer lagen nebeneinander. Durch das Fenster konnten wir auf die Gracht schauen.

Ich ließ mir einige Sekunden Zeit, um das Bild unter mir aufzunehmen. Das war Amsterdam, wie man es vom Film her kannte. Es fehlte nur der Sonnenschein, und ich vermißte auch das Laub an den Bäumen. Die Fassaden der Häuser waren alle unterschiedlich, keine sah aus wie die andere.

Ich ging ins Bad.

Auch hier war ich beeindruckt. Marmor, der sich gut den Brauntönen des Holzes anpaßte, und alles blitzte vor Sauberkeit. Hier lohnte sich das Wohnen schon, doch es hatte seinen Preis.

Suko besuchte mich. Als ich sein Lächeln sah, wußte ich, daß auch ihm seine Bleibe gefallen hatte.

»Geht es dir gut?« fragte er.

»In dieser Umgebung schon.«

Mein Freund seufzte. »Nur schade, daß wir sie gleich verlassen müssen. Die Pflicht ruft.«

Ich drehte mich vom Fenster weg. »Welche Pflicht?«

»Van Steen.«

Im Bade rief ich Suko zu, daß er telefonieren sollte. Vielleicht wartete der Kommissar bereits in der Halle. Mit gewaschenen und abgetrockneten Händen kehrte ich wieder zu meinem Freund zurück und erntete ein Kopfschütteln. Es war kein van Steen eingetroffen.

»Was machen wir?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Legen wir noch eine Stunde drauf, rufen wir in seiner Dienststelle an, oder machen wir das, was eigentlich alle Touristen unternehmen, eine Fahrt durch die Grachten mit dem Glasdachboot.«

»Sind wir Touristen?«

»Nein, aber man hat die Leiche unseres Landsmannes aus einer Gracht gezogen.«

»Die Logik verstehe ich zwar nicht so ganz, aber wenn du willst, können wir uns einen ersten Eindruck verschaffen.« Ich hatte mir die Dienstnummer des Kommissars aufgeschrieben, hob das tragbare Telefon ab und wählte. Es meldete sich die Zentrale.

»Ja, ich verbinde sie weiter«, sagte die Frau, die zum Glück Englisch sprach.

»Was ist?«

»Warte noch, Suko.«

Ob der Mann, dessen Stimme ich hörte, kompetent war oder nicht, konnte ich nicht sagen, jedenfalls war van Steen bekannt, und man war auch über unser Kommen informiert.

»Er wollte uns eigentlich abholen…«

»Das war vorgesehen.«

»Ist er denn unterwegs?«

Ich hörte ein Räuspern. »Er hätte längst bei Ihnen im Hotel sein müssen.«

»Ist er aber nicht.«

»Wollen Sie nicht warten?«

»Nein«, sagte ich. »Wir werden eine Grachtenfahrt machen.«

Dem Knaben blieb die Luft weg, aber er hielt sich mit einem

Kommentar zurück und sagte nur:
»Wenn Sie meinen.«
»Wir melden uns dann.«
»Ich habe das meiste mitbekommen«, sagte Suko, als ich das Telefon wieder weglegte. »Normal ist das jedenfalls nicht.«
»Stimmt.«
»Und du willst trotzdem durch die Grachten?«
»Dabei bleibt es. An der Rezeption können wir eine Nachricht hinterlassen. Länger als eine Stunde sind wir nicht unterwegs, habe ich mir sagen lassen.«
»Wo willst du denn einsteigen?«
»Das fragen wir unten. Jedenfalls nicht zu weit von hier entfernt, denke ich mir.«
»Okay, gehen wir.«
Es tat uns beiden leid, die Zimmer verlassen zu müssen. Aber wir waren nicht gekommen, um in dieser Stadt Urlaub zu machen. Schließlich galt es, einen ungewöhnlichen Killer zu finden. Wenn ich an die Erlebnisse der letzten Nacht dachte, konnten Urlaubsgefühle erst recht nicht aufkommen…
Der Kommissar hätte nicht gedacht, daß es auf dem Wasser noch kälter war. Zwischen den Ufermauern ballte sich die kalte Luft, und er war froh, sich bewegen zu können. Die Handschuhe hatte er übergestreift, er legte sich in die Ruder, weil er so schnell wie möglich vorankommen wollte und auch hoffte, sich durch diese starken Bewegungen etwas zu erwärmen. Fanny war ihm ein Stück des Wegs gefolgt. Sie war am Ufer mitgelaufen und hatte ihm viel Glück gewünscht. In ihrem hellen Mantel wirkte sie wie eine sich rasch bewegende Schneefrau.
Van Steen konnte mit den Rudern umgehen, das war wichtig, denn so ohne Gefahren waren die Grachten nicht. Auch im Winter waren die Touristenboote unterwegs, zwar nicht alle, aber sie hatten in den Grachten Vorfahrt, und er mußte sich als einsamer Ruderer nach ihnen richten.
Natürlich suchte er den Schwimmer. Van Steen hatte ihn so genannt, weil ihm kein besserer Begriff eingefallen war: Gleichzeitig ärgerte er sich über das Auftauchen dieser Gestalt zum falschen Zeitpunkt, denn er war mit den beiden Engländern im Hotel verabredet. So war das Leben, es ging nicht immer glatt, schon gar nicht, wenn man die meiste Zeit davon als Polizist verbrachte. Zudem hatte er eine einmalige Chance am Zopf ergriffen, obwohl ihm auch jetzt noch nicht in den Kopf wollte, daß er tatsächlich einen Mörder verfolgte.
Zu sehen war von ihm nichts.
Van Steen drehte sich immer wieder um, weil er damit rechnete, daß diese Gestalt doch auftauchen mußte, aber das Wasser schwieg. Wenn

sie weiterschwamm, dann unter der Oberfläche, und es stellte sich die Frage, ob jemand so lange die Luft anhalten konnte.

Ein Mensch nicht.

War der Killer kein Mensch?

Der einsame Ruderer konnte sich von diesem Gedanken einfach nicht lösen. Es gab im Prinzip keinen Grund für ihn, so zu denken, aber er kam davon nicht los. Möglicherweise hatte es am Anblick der Leiche gelegen. Er traute einem Menschen diese Scheußlichkeit nicht zu. Wer aber würde dann eine derartige Tat begehen können?

Ein Monster? Ein Zombie aus dem Wasser. Ein Untoter, eine lebende Leiche, eine Mutation…

Da schossen zahlreiche Begriffe durch seinen Kopf, aber mit keinem davon konnte er sich anfreunden, weil sie einfach nicht nachvollziehbar waren. Er kam damit nicht zurecht. Van Steen war ein Mann, der sich in der Realität bewegte, der Wert auf polizeiliche Ermittlungen legte und nicht an Dinge glaubte, die irgendwelche Filmemacher zeigten.

Oder…?

Er war plötzlich selbst unsicher geworden. Vor einigen Minuten hatte er dieses Wesen gesehen. War es ein Mensch oder ein treibendes Stück Holz?

Nein, das war es nicht. Dafür war es einfach zu schnell durch die Gracht geschwommen. Durch einen Kanal, in dem es nur eine schwache Strömung gab. Es hatte sich aus eigener Kraft weiterbewegt, und mit einem Motor war es bestimmt nicht ausgerüstet gewesen.

Er ruderte weiter.

Der Schatten einer der zahlreichen Brücken erfaßte ihn. Für wenige Sekunden dunkelte es um ihn herum zu, und der Mann zog die Ruder ein, um sich vom Schwung der letzten Schläge treiben zu lassen. Dabei schaute er in verschiedene Richtungen auf das Wasser, um herauszufinden, ob sich das Wesen an der Oberfläche blicken ließ.

Er sah es nicht.

Zwar trieben andere Gegenstände in der Brühe. So identifizierte er Holzlatten, Kunststoffbehälter, Pappe, die völlig durchweicht war, und auch ein paar Lumpen, die feucht und wasserschwer am inneren Rand der Brücke »klebten«, aber das Ding, worauf es ihm ankam, geriet nicht in sein Blickfeld.

Er ärgerte sich, nahm die Ruder zur Hand und mußte nach rechts ausweichen, denn eines der klobig wirkenden Ausflugsboote walzte auf ihn zu.

Es sah aus wie ein schwerer, kompakter Fisch mit spitzer Schnauze, der alle Hindernisse aus dem Weg räumen wollte. Der Kommissar ruderte dicht an eines der am Ufer liegenden Hausboote heran und hielt sich dort fest.

Das Touristenboot »rollte« vorbei.
Es war nur zur Hälfte besetzt und schien von einer japanischen Reisegesellschaft gemietet zu sein, denn van Steen entdeckte im Boot die Japaner, die natürlich knipsten, was das Zeug hielt und dabei auch nicht vergaßen, ihm zuzuwinken.
Er winkte matt zurück.
Die Menschen hatten es gut. Sie ahnten nichts von dem Grauen, das sich womöglich unter ihnen verbarg. Er durfte sich nur nicht vorstellen, daß eine Armee von Monstren den Kanal verließ und ein Boot plötzlich angriff.
Es passierte ihn.
Die Blitzlichter der Kameras blieben Erinnerung, und der Kommissar konnte seine Fahrt wieder fortsetzen. Er stieß sich ab und glitt auf die Mitte des Kanals zu, dessen Wasser noch von den hinterlassenen Wellen des Bootes aufgewühlt worden war.
Er schaukelte darüber hinweg, der Bug sackte tiefer ein, und van Steen bewegte sich selbst ein wenig unruhig auf seinem kleinen Kahn. Vom Ufer her wurde er kaum beachtet, die Menschen hier waren es gewohnt, daß Boote durch die Grachten fuhren. Ein einsamer Kahnfahrer fiel gar nicht auf.
Er sah die Autos, die sich durch die schmalen Straßen schoben, er hörte die Motoren, die Signale der Hupen, hin und wieder das aggressive Schrillen der Fahrradklingeln und auch menschliche Stimmen, das alles gehörte zum alltäglichen Leben, doch für ihn war es an diesem Mittag alles so weit, schrecklich weit weg.
Van Steen fühlte sich allein.
Gefangen in der Kälte, als sollte er durch sie vereist werden, um später wehrlos zu sein.
Er hob die Ruder an, tauchte sie wieder ein und lauschte dem leisen Klatschen nach.
Van Steen wollte sie durchziehen, als er merkte, daß irgend etwas nicht stimmte.
Hakten die beiden Blätter?
Ihm wurde noch kälter, aber diese Kälte kam von innen, hatte ihren Geburtsort in seiner Seele gehabt und es gab auch ein Wort für dieses Gefühl.
Angst…
Auf einmal war sie da. Van Steen saß unbeweglich auf seinem Sitz, als wollte er sich einzig und allein nur auf dieses Gefühl konzentrieren. Das Boot bewegte sich leicht auf den Wellen, es tanzte hoch und nieder, ein zittriges Schaukeln, mehr nicht. Er brauchte einige Sekunden, um die eigene Starre zu überwinden, und diesmal versuchte er nicht, die Ruderblätter leicht anzuheben, er zerrte daran.
Das linke bekam er frei.

Der plötzliche Ruck warf ihn nach rechts, er prallte mit der Hüfte gegen die Kante der Bordwand und merkte, daß sich an das rechte Ruder ein Gewicht gehängt hatte.

Irgendein Gegenstand mußte er dort gefangen haben, der sogar ziemlich schwer war.

Er beugte sich hinüber.

Das Ruderblatt sah er nicht deutlich. Es verschwamm dicht unter der Oberfläche zu einem blassen Fleck, aber er sah etwas anderes, und sein Herzschlag schien aussetzen zu wollen.

Zwei grüngraue Klauen hielten die Ruderstange umklammert wie ein Turner das Reck…

***

Wir waren zu Fuß gegangen, hatten das Rathaus passiert und spazierten neben der langen Straße her, die geradewegs auf den Bahnhof zuführte, wo sich ebenfalls Anlegestellen der Touristenboote verteilten. Schon von weitem war der alte Jugendstilbau zu sehen. Wie eine breite Trutzburg stand er unter dem bleigrauen Winterhimmel, als wollte er starr auf die zahlreichen Menschen schauen, die sich in seiner Nähe aufhielten oder auf ihn zubewegten.

Bis zum Bahnhof gingen wir nicht. Zuvor und direkt an der Straße befanden sich ebenfalls Anlegestellen, und zwei große Uhren zeigten die Abfahrtszeiten an.

Wir hatten Glück.

In genau vier Minuten wollte das Boot starten. Wir gingen über den hölzernen Steg auf das Kassenhäuschen zu. Ich löste zwei Karten, wir wandten uns nach rechts und wurden noch kurz vor dem Einsteigen fotografiert. Beide mußten wir die Köpfe einziehen, als wir das Boot betraten. Die vier Stufen einer schmalen Treppe führten zu den Bänken hin, der Kapitän oder Fahrer saß bereits hinter dem Ruder und begrüßte uns mit einem freundlichen Lächeln.

Um diese Zeit war kein Boot mit Touristen überfüllt. Suko und ich konnten uns die Plätze aussuchen, und wir waren die Personen fünfzehn und sechzehn.

Auf einer harten Holzbank nahmen wir Platz. Wir saßen nebeneinander und freuten uns über die Wärme, die durch den Körper zog. Über uns befand sich das Glasdach, auf ihm lagen noch einige Eisstücke wie verlorengegangener Schmuck.

»Ob das richtig ist, was wir tun?« fragte Suko. Er zog ein skeptisches Gesicht.

»Wie kommst du darauf?«

»Du kannst mich für einen Idioten oder was auch immer halten, aber irgendwie habe ich schon ein schlechtes Gewissen, da bin ich ehrlich. Wir sind hergekommen, um einen Killer zu jagen und nicht, um uns

wie Touristen durch die Grachten fahren zu lassen. Ich jedenfalls kriege das nicht in die Reihe.«

Ich widersprach. »Soviel wir wissen, ist der Killer aus dem Wasser gekommen.«

»Das muß nicht sein, John.«

»Wieso?«

»Man kann die Leiche auch in eine Gracht hineingeworfen haben. Der Fundort ist nicht immer der Tatort.«

»Bingo.«

»Nimm's nicht so tragisch.« Suko klopfte mir auf die Schulter. »Wenn wir schon mal hier sind, sollten wir auch gezielt vorgehen, denke ich.«

»Wie meinst du das denn?«

Er deutete mit dem Daumen auf die andere Seite, wo die meisten Sitzbänke leer waren. »Ich werde dort meinen Platz einnehmen, da haben wir die Gracht von beiden Seiten unter Kontrolle.«

»Wie du willst.«

Mein Freund rückte weg.

Inzwischen war der Motor angelassen worden. Dunkle Abgaswolken stiegen in den Himmel. Der gläserne Ausgang wurde geschlossen. Ich schaute in die Höhe und sah über dem Glasdach Möwen hinwegsegeln.

Der Kapitän schaltete ein Band ein. Die Stimme darauf begrüßte die Gäste in vier Sprachen, unter anderen auch in Englisch, und viersprachig würden auch die Erklärungen gegeben werden. Die Fahrtzeit dauerte knapp eine Stunde, und man wünschte den Gästen viel Spaß.

Wir setzten zurück.

Auch ich drehte mich dabei um, weil ich die anderen Mitreisenden sehen wollte.

Hinter uns saßen keine mehr. Die anderen hatten sich auf den vorderen Bänken verteilt. Eine deutsche Familie befand sich unter ihnen. Sie machte die Reise mit ihren Kindern, die sich auf die Grachtenfahrt freuten.

Das Boot drehte auf der Stelle. Sein Bug zeigte zum Bahnhof hin, und in diese Richtung fuhren wir auch.

Eigentlich hätte ich mich jetzt entspannt zurücklehnen können, das aber schaffte ich nicht. Im Innern steckte ich voll einer seltsamen Unruhe. Ich wartete praktisch darauf, daß etwas passierte und wäre sogar enttäuscht gewesen, wenn der Fall nicht eingetreten wäre.

So komisch es sich auch anhörte, ich vermißte zwei alte Spezis. Diesen Einäugigen und seine Begleiterin. Ich hatte fest damit gerechnet, sie hier in Amsterdam zu treffen, das war bisher nicht der Fall gewesen. Ich gab die Hoffnung trotzdem nicht auf.

Wir fuhren am Bahnhof vorbei.

Die ersten Erklärungen drangen an unsere Ohren. Die geschichtlichen Daten dieser Station mochten zwar interessant sein, ich hatte auf dieser Fahrt dafür keine Ohren.

Suko erging es kaum anders. Als ich ihm einen Blick gönnte, da sah ich, wie er durch das Glas auf das Wasser schaute, als würde die Oberfläche jeden Moment zu einem kochenden Meer werden, aus dem der Reihe nach die Monster stiegen.

Am besten gefiel die Fahrt wohl den beiden Kindern. Sie hatten noch zahlreiche Fragen, und der Steuermann war so nett, auf die meisten von ihnen Antwort zu geben.

Wir hatten sehr schnell den Bereich des Bahnhofs verlassen und näherten uns einem alten Hafen.

Das Wasser verlor seine Ruhe. Höhere Wellen schlugen heran, aber der richtige Hafen war das nicht, nur ein kleiner Ausschnitt, aus dem wir sehr bald wieder abdrehten. Vor uns öffnete sich eine Gracht. Ein Kanal, schnurgerade geschnitten, eine Brücke darüber, ich schaute hoch, sah Radfahrer und Fußgänger, die die Brücke überquerten.

Es war schwer, sich nicht von der Umgebung einfangen zu lassen, zu interessant waren die Häuser neben den Wasserstraßen. Keines sah so aus wie das andere. Sie unterschieden sich immer wieder in Details, und aus den Lautsprechern tönten die Erklärungen, wobei die Stimme auf besonders interessante Bauwerke hinwies.

Mein Blick wechselte zwischen Häusern und dem Wasser hin und her.

Noch hatte ich nichts Verdächtiges in der braungrünen Brühe gesehen. Zwar schwamm viel Treibgut herum, manches hatte sich auch vor den Schleusen gestaut, die bei Hochwasser geschlossen wurden, damit es zu keiner Überflutung kam, aber das gehörte einfach alles dazu und war so normal.

Über Lautsprecher erfuhren wir Gäste, daß wir jetzt den Bereich des Flusses Amstel erreichten.

Genau dort, wo der Kanal in die Amstel einmündete, mußten wir nach rechts schauen, denn dort befand sich die bekannteste der mehr als achthundert Brücken Amsterdams. Es war »De magere Brug«, eine Holzhebebrücke, die sich über den Fluß spannte, und in der Mitte immer dann aufgeklappt wurde, wenn zu hohe Schiffe sie passierten.

Wir glitten auf die Flußmitte zu und drehten dort, um in eine andere Gracht einzufahren.

Die Wellen der Amstel blieben zurück, das trübe Wasser nahm uns wieder auf, und es war einer der Gäste, der dem Steuermann eine Frage stellte, wobei er eine Zeitung hochhielt.

Der Mann wollte wissen, ob in dieser Gegend der Tote aus der Gracht geborgen worden war, wie er es in der Zeitung hatte lesen können. Da im Augenblick kein Gegenverkehr herrschte, drehte sich der Kapitän

um und nickte. Er gab seine Antwort in einer Mischung aus Deutsch und Holländisch, wiegelte aber ab, denn er meinte, daß man leider öfter Leichen in den Kanälen fand.

»Aber nicht solche.«

»Das kann sein.«

»Die Zeitungen schreiben von einer Untat.«

Der Mann am Ruder hob die Schultern. »Ich kann das nicht beurteilen und weiß nur, daß viel geschrieben wird.«

Ich hörte Sukos Zischen und drehte den Kopf. Er flüsterte mir über den Gang hinweg zu, daß wir jetzt die Augen besonders gut aufhalten sollten. Mein Grinsen fiel ein wenig spöttisch aus. »Wieso? Glaubst du daran, daß der Killer noch einmal erscheint?«

»Man kann nie wissen.«

Ich hob die Schultern. Hatte er recht? Sollten wir tatsächlich so ein »Glück« haben?

Ich streckte die Beine aus, blickte wieder nach vor und gleichzeitig in die Höhe. Wieder einmal näherten wir uns einer niedrigen Brücke. Hinter ihr entdeckte ich ein zweites Touristenboot, das uns gleich passieren würde.

Für zwei Boote war sie zu schmal. Eines mußte warten. Ich war gespannt, welches.

Vom anderen Boot her hörten wir ein dröhnendes Hupsignal, für unseren Kapitän ein Zeichen, daß er zu warten hatte, und er ging auch sofort mit der Fahrt zurück.

Wir schaukelten auf die rechte Seite des Kanals zu, wo wir stoppten.

Ich blickte ins Wasser, dann wieder zur Brücke hoch, sah das Geländer aus Eisen - und erstarrte.

Zwei Personen standen dort und schauten in den Kanal.

Ein Mann und eine Frau.

Ich kannte beide!

***

War es möglich, war es unmöglich? Nein, es war möglich, denn ich hatte mich nicht geirrt. Der Einäugige und die Blonde waren die beiden Personen, die mich in der letzten Nacht entführt hatten und nun von der Brücke aus auf das gläserne Dache des Schiffes schauten. Sie mußten wissen, daß wir uns darunter befanden, aber sie gaben mit keinem Zeichen zu erkennen, daß sie uns gesehen hatten.

Ich schaute sie mir genau an.

Die Frau trug ihr Haar jetzt versteckt unter dem dunkelroten Kopftuch. Zöpfe hatte sie wohl keine mehr.

Der Mann trug eine Lederjacke, deren Kragen er hochgestellt hatte. Das Leder war so schwarz wie seine Augenklappe.

»Suko…«, ächzte ich.

»Was ist denn?«
»Schau nach oben.«
»Na und?« Er sah nichts.
»Gegen das Geländer der Brücke. Da stehen sie.«
Zwei Sekunden später wurde auch Suko blaß. »Verdammt, John, du hast recht. Das sind sie.«
»Und ob.«
»Was machen wir? Willst du winken? Sollen sie auf das Dach springen, oder was hast du vor?«
»Im Augenblick nichts. Es scheint so zu sein, als hätten sie auf uns gewartet.«
»Dann würden sie sich bemerkbar machen.«
Ich gab Suko keine Antwort, weil ich gesehen hatte, daß sich beide bewegten. Der Kämpfer mit der Augenklappe war einen Schritt zurückgetreten und damit aus meinem Sichtbereich verschwunden.
Die Blonde aber blieb noch stehen.
Ich hatte den Kopf etwas gedreht und mich halb erhoben. Die anderen Fahrgäste kümmerten sich nicht um uns. Sie hatten nur Blicke für das zweite Boot, das sich an dem unseren vorbeischob und wo die Gäste sich gegenseitig zuwinkten.
Die Blonde schaute mich an.
Sie lächelte.
In ihren Augen erkannte ich ein helles Strahlen, als wollte sie mir eine positive Botschaft schicken.
Dann drehte sie sich um und ging mit schnellen Schritten davon.
Ich ließ mich wieder nieder. Noch immer war ich durcheinander, denn ich fragte mich, was das Erscheinen der beiden oben auf der Brücke wohl bedeuten konnte.
Hatten sie mich begrüßen wollen? Wollten sie mir zeigen, daß sie da waren und wir uns keine Sorgen zu machen brauchten? Woher wußten sie, daß Suko und ich genau in diesem alten Boot unsere Plätze gefunden hatten? Die letzte Frage konnte ich vergessen. Wer es schaffte, mich aus der Wohnung in eine andere Welt oder Dimension zu entführen, wer dazu noch als Geistkörper erschien, für den waren andere Dinge einfach nur »Peanuts«.
Wir konnten wieder fahren.
Das Boot schaukelte ein wenig beim Start und schüttelte sich wie ein schwerfälliger Riese.
Unser Kapitän erklärte irgend etwas, doch ich hörte gar nicht hin. Mein Interesse galt weiterhin dem Glasdach und natürlich der Brücke, weil ich von ihr auch die andere Seite sehen wollte.
Wir hatten sie sehr schnell durchfahren. Ich stellte mich hin, schaute zurück und drehte dabei den Kopf.
An diesem Rand standen keine Menschen, erst recht nicht die beiden

Gestalten, auf die ich gehofft hatte. Etwas enttäuscht ließ ich mich nieder, aber ich vergaß nicht, das Ufer der Gracht aus den Augen zu lassen, und Suko tat auf seiner Seite das gleiche.

»Keine Spur, John!« meldete er. »Bei mir ist es das gleiche.«

»Aber sie sind da.«

»Ja.«

Wir unterhielten uns, ohne uns dabei anzuschauen, was auch gut war, denn jeder von uns beobachtete weiter, wobei mich auch das schmutzige Wasser des Kanals interessierte. Da konnten andere sagen, was sie wollten, ich für meinen Teil war nach wie vor davon überzeugt, daß unser Landsmann Gerry Olmian in einer dieser Grachten auf so schreckliche Weise den Tod gefunden hatte.

Weit von uns, diese Gracht hier war ziemlich lang, sah ich einen einsamen Ruderkahn, in dem ein Mann saß und die Ruder bewegte. Er interessierte mich nicht, wichtig war das Wasser, wichtig waren die beiden Gestalten gewesen und…

Meine Gedanken stockten.

Ich hatte etwas gesehen. Es schwamm dicht unter der Oberfläche, war aber für einen Moment aufgetaucht und sofort danach wieder verschwunden. Ich versuchte, mich zu erinnern, kam auch zu einem Resultat. Es war kein Baumstamm gewesen, das Ding hatte tatsächlich so ausgesehen wie ein in die Länge gestreckter Körper.

Es war ein Körper.

Plötzlich erschien er wieder.

Er schnellte aus dem Wasser, im rechten Winkel zum fahrenden Boot, und für einen Moment, der mir glücklicherweise sehr lange vorkam, starrte ich die Gestalt direkt an.

Eine Leiche?

Ein braunes Skelett?

Oder ein Toter, über dessen Knochen sich eine grünlichgraue Haut spannte?

Kopf, Körper, Arme, Hände - nein, das waren Krallen. Und zwar die Krallen, die ich schon gesehen hatte, als ich mich im Tunnel der hungrigen Leichen befand.

Breit, gekrümmt, voll teuflischer und dämonischer Kraft steckend. So kräftig, daß sie zupacken und sich am Rande des Boots festklammern konnten.

In diesem Augenblick wußte ich, daß es mit dem Urlaub endgültig vorbei war…

ENDE des ersten Teils